

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Musische Schaukel	235
Der Fall Fischer. Von Friedrich Michael Schiele	251
Kirchliche Kunstpflege. Von Karl Widmer	261
Glegle. Von Franziska Mann	263
Angeln. Von Wegener, Rose Mannan, Greve, Spiro, Garin	266
Die Ruhe der Börse. Von Plutö	279

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.

Seebischstraße 10.

1905.

Redakteur gesucht

für aktuell illustrierte Wochenchrift. Betr. Herr muß glänzender Stilist, Sprachkundig und in Journalistik und in Illustrationsarrangement praktisch erfahren sein. Der gut honorierte Posten kann nur durch allererste Kraft ausgefüllt werden. Angebote werden erbeten unter Chiffre „Redakteur“ an Rudolf Moisse, Annoncen-Expedition, Berlin SW.

Poetko's alkoholfreien

Äpfelsaft naturrein, aus edlem frischem Obst, unbegrenzt haltbar, nicht zu verwechseln mit **Pomarat** und ähnl. minderwertigen Erzeugnissen, versendet pro Fl. 50 Pf. exkl. Glas und Kiste, von 15 Fl. aufwärts gegen Kaas **Ferd. Poetko, Guben 18.**
Geüßte Äpfelwa. nkeltere Norddeutsche

Abschriften, Masch.-Diktate, Ste-nogramm, im Hause u. außerh. Vervielfält.
HENNY REWALD, BERLIN S. 42, Prenzl. 84.

Cabinet-Comet
Graeger
Seck
Gold & Silber
zu haben auch durch
die Weichschlunke
Carl Graeger
Seck Kellerer
Hochheim a. M.



„Ever Ready..“
Spring-Uhr
CHRONOS



Patente in allen Kulturstaaten.
Neueste garantiert richtig gehende
Uhr ohne Zeiger.
4 Uhr 57 zeigt die Uhr auf der Abbildung.
Aufziehen, Einstellen wie bei jeder Uhr.
in Nickel **Mk. 25,—**
No. 300 oder Messing
Electrical Specialty Co., Berlin W., Leipzigerstr. 113.
Ill. Preis. „Z“ kostenlos.

Th. Linde.

Zahnziehen ohne Narkose!
Zähne ohne Platte. * Porzellan-Plomben.
Hervorragend hygienisch ausgestattet.
jetzt: Leipzigerstr. 115/116 neben Wein-restaurant Traube.



Berlin, den 11. Februar 1905.

Russische Schaufel.

Der achte Februartag konnte den Russen lehrreiche Erinnerung bringen. Vor einem Jahr hatte der Krieg begonnen, in den ihr Friedensnikolai hineingestolpert war wie ein der Wärterin entlaufenes Kind in einen Scherbenhaufen. Und vor hundertachtzig Jahren war Peter gestorben, über dessen Lebensleistung nie klüger geurtheilt ward als in dem Satz Josephs de Maistre: *Pierre vous a mis avec l'étranger dans une fausse position; nec tecum possum vivere nec sine te: c'est votre devise.* Noch heute. Fast alle Fährniß, in die Rußland während der letzten zwei Jahrhunderte gerieth, war durch Peters Sehfehler verursacht; und heute noch wirkt er Unheil. Der Sohn Alexei's und der Natalie Naryshkin erbte ein Reich, das kaum zweihundert Jahre vom Mongolenjoch befreit, erbte eine Krone, die nicht mehr die Goldreifmütze Kuriks und Vladimirs Monomachos war. Vor der Tatarenherrschaft hatten die Russenfürsten in Friedenszeit wie Hirten, im Krieg wie Feldhauptleute regirt, denen der Wille der Volkheit, die Stimmung der Masse immerhin Etwas gilt; Tyrannen hätte das demokratische Urslaventhum nicht ertragen. Je weiter byzantinische, mongolische und (von den Jakuten her) schamanische Einflüsse ins Land drangen, um so mehr änderte sich dieses Wesen des Zarismus. Ivan der Dritte, unter dessen Regierung das Reich der Goldenen Horde zusammenbrach, glaubte, durch seine Ehe mit der Nichte des letzten Basileus von Byzanz nicht nur den Anspruch auf das Wappen, den doppellköpfigen Adler, sondern auch auf die Gewalt der Griechenkaiser erworben zu haben, und nannte sich deshalb Goffudar aller Reussen. Seht erst, da das Erbe der oströmischen Palaeologen dem der Hordengroßthane vereint schien, war ein Zar vom Schlage

Zwan des Schrecklichen möglich geworden. Der brach die Macht der Bojaren, zwang den Klerus in die Pflicht eines willenlosen Werkzeuges, schuf sich die Strelizengarde und hauste wie ein orientalischer Despot in dem Reich, dessen Grenzen er vom Kaspischen bis zum Weißen Meer gedehnt hatte. Die während der Tatarishina im Schatten der Horde erwachsenen Moskowiterfürsten hatten ihre Länder wie Erbgüter verwaltet; von ihnen hat Solowjew gesagt: „In ihren leidenschaftlosen Zügen kann der Historiker kein Merkmal entdecken, das den Einzelnen unterscheidend charakterisirt; sie bewegen sich sämmtlich in dem selben Gedankenkreis, schreiten auf der selben Bahn vorwärts, sacht und vorsichtig, doch unbeugsam und unaufhaltjam.“ Von Johann Kalita, der um das Jahr 1330 den Großfürstentitel erwarb und den Bau des Kreml begann, erhielt dieser Typus sich bis in die Tage Zwan des Schrecklichen. Dieser Sohn einer Tatarin war der erste Autokrat neueren Stils. Als sein Nachfolger, der Schattenkaiser Feodor, gestorben und die letzte Frucht vom Mannesstamm Ruriks verdorrt war, brachte die Zeit der Usurpatoren und falschen Dmitrijs einen für die Psychologie dieses Volkes wichtigen Moment. In Moskau herrschten die Polen und ihr Ladiblaus ließ sich zum Zaren ausrufen; gegen diese Gefahr wappnete sich das russische Nationalgefühl und die griechische Orthodoxie, die hier zum ersten Mal in einem innigen Bund sich zusammenfanden. Aber die national-religiöse Erhebung, zu der Minin, ein Schlächter aus Nischni, das Zeichen gegeben hatte, erstrebte nicht politische Freiheit, nicht demokratische Einrichtungen; und als, nach Boris Godunow und Wasilij Shuiskij, Michael Romanow den Thron der normannischen Waräger bestieg, erbte er die ungeschmälerte Würde der Palaeologen und Großthane. Den Bojaren gab die Leibeigenschaft der Bauern, die Boris Godunow an die Scholle geschmiedet hatte, ein Privileg; gegen den Willen des Zaren waren aber auch sie, waren alle Stände ohnmächtig. Vierzig Jahre nach Michaels Tod begann Peters Regierung. Rußlands Mittelalter hatte kaum erst begonnen. Die verlorene Zeit — Gutenberg war schon hundert Jahre tot, als Zwan die Buchdruckerkunst einführen ließ — sollte nun rasch nachgeholt werden. Doch der hitzige Reformator, der die Reihe der schwerfälligen Selbstherrscher durchbrach und den festen Sprung über ein Saekulum wagte, konnte für sich selbst zwar hohen Ruhm ernten, dem Volk aber, daß auf Kommando mißspringen sollte, durch so thörichte Hast nur Unheil stiften. Peter wollte sein Volk mit Barbarenmitteln barbarisiren, sein Reich, nach dem Wort Kostamarows, mit Asiatenmitteln europäisiren. Das mußte mißlingen. Eine nationale Erhebung gegen drohende Fremdherrschaft hatte die Romanows auf den Thron geführt;

für die Dynastie ergab sich aus diesem Ursprung die Pflicht, mit wachsamem Eifer die nationale Sonderheit, den Schatz der Ahnen zu hüten. Peters Verräther waren der Schweizer Lesfort, der Schotte Gordon, der Franzose Villebois, der Holländer Timmermann. Der Mann, den man strupellos noch immer den Großen nennt, war ein mächtiger Wille von stärkster Suggestivkraft und ein fast zum Genie gewordener Fleiß; ein großer Regent war er nicht, weil er für die Lebensbedingungen seines Landes kein Verständniß hatte und sich einbildete, er werde über ein europäisches Reich herrschen, wenn er das halb priesterliche Gewand seiner Ahnen mit einem Militärrock und den biblischen Zarentitel mit dem Namen eines Kaisers vertausche, den Männern den Kaftan und struppigen Asienbart, den Frauen den Schleier verbiete und dem Land eine neue Hauptstadt erfinde. Den Keim des gefährlichsten Dualismus hat er in die Wunschlos hindämmernde slavische Seele gesenkt. Als er, der den Eschin und den Allerheiligsten Synod geschaffen, dem Adel und der Kirche die Grundmauern zerstört und sich zum Papst-Kaiser aller Reussen gemacht hatte, nach dreiundvierzigjähriger Regierung starb, hinterließ er ein weithin glänzendes, innerlich aber schwächer gewordenes Reich. Goethe, der so oft über die unkluge Anlage der Sumpfstadt Petersburg gespottet hat, dachte an Reformatoren von Peters Art, als er zu Eckermann sagte: „Für eine Nation ist nur Das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen ist, ohne Nachäffung einer anderen. Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung sein kann, erweist sich für ein anderes vielleicht als ein Gift.“ Die Erfahrung der letzten Wochen lehrt leider, daß diese Weisheit, die der peteröburger Bildungstruyer stolz belächelt hätte, auch in Goethes Heimath längst vergessen ist.

Die Saat Peters ging bald auf. Popenchaft und Bojarenthum verbündeten sich, um die alte Macht zurückzuerobern; schon Anna Zwanowna mußte sich gegen den Versuch wehren, Rußland in eine vom Adel regirte Republik umzuwandeln. Und der Haß gegen die Fremden wuchs. Unter der ersten Anna herrschten der Kurländer Biron, die Deutschen Ostermann und Münnich; unter der zweiten Anna (Leopoldowna) war Münnich Ministerpräsident und Anton Ulrich von Braunschweig Generalissimus; Elisabeth, Peters Tochter, begünstigte die Franzosen. Auch unter der Herrschaft des Hauses Holstein-Gottorp wurde es zunächst nur für kurze Zeit anders. Katharina, die auf den Ruhm der Regentengröße höheres Recht hat als Peter, der zu laut gepriesene Besieger Karls des Zwölften, gab, eine Deutsche, Rußland den Russen wieder. Aber auch sie, die den Reichsumfang auf neunzehn Millionen Quadratkilometer

brachte, konnte den Schmerz des unruhvoll seufzenden Volkes nicht stillen. Und nachdem in Paul der gefährlichste Typus des eiteln, launischen, gewissenlosen und eigenfinnigen Monarchen wiedererstande war, trat Rußland in schlimmstem Zustand über die Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts. Der Dualismus wirkte im Gefühl unheilvoll fort, und während die Oberklasse, um ihre Bildung zu zeigen, mit europäischem Raffinement und europäischer Sittenlosigkeit prunkte, begann in der Hand der Masse der Stab, an dem sie sich so lange weitergetastet hatte, allmählich zu splintern. Mit der Knute war, nach Herzens grimmigem Wort, dem Volk die Liebe zu einer fremden Civilisation eingeweicht worden; in den Striemen brannte die Wuth gegen das fremde Wesen. Wie Rußland nach all diesen Experimenten ausah, lehren die Säge, die Leopold von Gerlach in sein Tagebuch schrieb, als er, vor achtzig Jahren, zur Beisetzung Alexanders des Ersten mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen nach Petersburg gekommen war. „Der Kaiser steht hier auf einer dünnen, hohen Säule. Unten ist ein verdorbener Hofadel, durch lasterhafte Regenten und Regentinnen unsittlich gemacht, selbst ohne Standeshhre, da ihm seit Peter seine eigenthümliche Standeshhre genommen und fremdes Wesen aufgedrungen ist, und außerdem ein Haufe von Emporkömmlingen der schlechtesten Art, die von Reitknechten und Bedienten schnell zu den höchsten Ehren und Titeln stiegen. Die leibeigene Bauernklasse wird von verschuldeten, ausländisch gewordenen Herren regirt, die ihre Güter oft zehn Jahre lang nicht sehen.“ Die Reaction mußte kommen; und kam. Noch unter Nikolaus, der fast niemals Russisch sprach und hinter den Formen des starresten Absolutismus nur mühsam die Verachtung moskowitischer Unkultur verbarg, erstarbte die Partei der Slavophilen, die verkündete, der slavische Stamm und die griechische Kirche seien berufen und auserwählt, den faulen Westen zu überwinden und gebietend über eine erneute, gereinigte Welt zu herrschen. *Nec tecum possum vivere nec sine te*; vielleicht gelingt's, wenn ich Dich unter meine Gewalt zwinge. Als unter Alexander Nikolajewitsch wieder experimentirt wurde, wuchs die Gemeinde schnell. Die offenkundigen Auschweifungen des Kaisers erregten bei den Altgläubigen Aergerniß und von seiner Prachtliebe drangen Gerüchte sogar bis ins Volk; auch umgab er sich mit fremden Günstlingen und ächtete die noch erhaltenen Landesbräuche. Durch die Aufhebung der Leibeigenschaft — die bösen wirthschaftlichen Folgen dieser Maßregel, die den Bauern Freiheit ohne Land gab, sah damals nach Niemand — ward er populär; seine Symptomkur verschlimmerte aber das Grundübel, den schwächenden, lähmenden Dualismus, und wo er gesät hatte, ernteten Panflavisten und Nihilisten. Die Männer nach dem Herzens Ka-

ramfins und Katsow heischten ihr gutes, allzu lange ihnen vorenthaltenes Rufsenrecht; die von Turgenjew getauften Schüler Bakunins warben unter den Unzufriedenen und Deklassirten der höheren Stände leicht Stimmen gegen die unumschränkte Macht des Selbstherrschers. Schon schien dem Reich die Schicksalsstunde nah. Was wäre geschehen, wenn 1881 Sophie Perowsskij und Kibaltshih nicht am Katharinenkanal ihre Bomben geworfen hätten und, nach dem vom Zaren gebilligten Programm Loris-Melikows, die Vertreter der Provinzialstände und Stadtgemeinden zu einer Repräsentantenversammlung in die Hauptstadt berufen worden wären? An dem Tag, da dieser Ukaß erscheinen sollte, lag Alexander der Zweite tot im Winterpalast; und ein paar Tage später erklärte sein Sohn in einem von Katsow inspirirten Manifest, er werde die Autokratie, der Rußland seine Größe verdanke, ungemindert erhalten.

Alexander der Dritte hat in dreizehn Regierungsjahren mit stetiger Kraft gegen Peters Schatten gekämpft. Wer in Rußland einen europäischen Staat sehen will, wird freilich das Lebenswerk des Mannes nicht rühmen, der in den Vorstellungen Ludwigs des Heiligen und der spanischen Isabella lebte und der entschiedenste Feind des Evangeliums von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit war. Doch diesem Instinktpolitiker, der nicht für den Thron erzogen war, immer den Stil eines Schülers schrieb und nie über die nächste Pflicht hinaussehen lernte, gelang das Schwerste: er hat die Slavenseele für eine Weile von den quälenden Zweifeln des Dualismus befreit. Er fühlte sich als Asiaten, fühlte, dachte und sprach nur russisch und öffnete sein enges Hirn der Erkenntniß, daß Rußland ein Islam ist, den nur die Glaubenseinheit zusammenhält und der sich den Luxus religiöser Duldsamkeit bei Gefahr seines Lebens nicht gestatten darf. Der Frankenkönig der Kreuzfahrer war nicht tolerant, der Sultan ist's nicht, der Zar durfte es nicht sein; mußte, wenn er die nationale Mission recht verstand, unbarmherzig alle Elemente niederhalten, die sich höher dünkten als die altgläubigen Moskowiter. Die Römischen, die Protestanten und Juden habens seufzend erfahren. Alexander Alexandrowitsch schien nicht aus dem morschen Haus Holstein-Gottorp zu stammen; die besten Eigenschaften der Romanows lebten in ihm wieder auf, waren in ihm erst vereint. In diesem Kaiser der Muschik's konnte man den Fall verkörpert glauben, an den Goethe dachte, als er, in den Anmerkungen zu Diderots Dialog mit Rameaus Neffen, sagte: „Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämmtlichen Ahnherrn in sich begreift und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen auspricht.“

Wenn dieser Alexander nicht fünfzig, sondern siebenzig Jahre alt geworden wäre, hätte Rußland sich von den Kunststücken des „großen“ Peters und seiner kleinen Nachahmer vielleicht endlich erholt; hätte auch die asiatische *„Tage“* *„Gälden“*, die sich Europa nennt, oekumenisch verriert und nicht länger mehr mit dem für ihre winzigen Verhältnisse ausreichenden Maßstab das Riesenreich der Zaren zu messen versucht. Der Russe wußte, daß dieser Kaiser die Zügel nie lockern, dem unmündigen Volk nie politische Freiheit gewähren würde; und das Ausland erkannte, daß der Mann, dessen Blick unbeeinträchtigt immer nach Asien sah, keine für Europas Ruhe gefährlichen Aspirationen hatte. Nie hat ein Herrscher Beträchtlicheres erreicht als dieser an Geist so Arme, der nur zu warten verstand und stumm seine Pflicht that, wie er sie begriff. Er starb dem Reich zu früh; und der Sohn, der ihm, ohne reifliche Vorbereitung, auf den Thron folgte, der kleine Nika, den die eigene Mutter für die Autokratenrolle zu schwächlich fand, hat in zehn Jahren den gehäuften Schatz fast völlig vergeudet und den alten Sammer der russischen Erde erneut.

Er fing nicht schlecht an. Als Caesarewitsch war er ein stilles Herrchen gewesen, das gar nicht nach der Großfürstentum lebte, trotzdem eine liebe Tante sich alle Mühe gab, einen galanten Lebemann aus ihm zu machen. Nur eine Freundin: die polnische Tänzerin Kjeszinski; und auch zu ihr, raunten die Eingeweihten, geht Nikolai Alexandrowitsch nur, um ein Glas Thee zu trinken und ein Stündchen harmlos zu verplaudern. Nichts von Erotik und heißer Leidenschaft; keinen Zug vom hochgeborenen Hans Luderlich. Und trotzdem der Jüngling sich nicht „ausgetobt“ hatte, seit zehn Jahren nun die glücklichste Ehe. Daß in Otsu der Berauschte nicht ohne eigenes Verschulden von dem Japaner (der inzwischen fast zum Symbol geworden ist) die Wunde erhielt, blieb verborgen; auch, bis ichs vor acht Tagen hier erzählte, daß er den von seiner Mutter und vom Hofminister Woronzow-Daschkow vorbereiteten Verfassungsentwurf mit heftiger Geberde zerriß. Als Thronfolger hatte er sich für die Transsibirische Eisenbahn interessiert und nach seiner Weltreise den Hungernden Hilfe gebracht; war also beliebt. Als Kaiser hielt er sich ruhig, drängte nie in den Vordergrund und hütete sich vor Taktlosigkeit. Bismarcks Monarchenkenntniß fand früh einen Mangel an ihm. „Der neue Zar“, sagte er, „scheint sich wenig um die Armee zu kümmern. Das wird er später bereuen.“ Und noch hatte Bismarcks Leib nicht die letzte Ruhstatt gefunden: da überraschte Nikolai die Welt mit seinem Friedensmanifest. Ungefähr an dem selben Tag, wo die pariser Deputirten den Abrüstungsantrag des Sozialdemokraten Baillant mit ironischer Heiterkeit ablehnten,

sprach, ungefähr mit den selben Worten, der Neuzensar den Großmächten sein Sehnen nach einer Minderung der Kriegsrüstungslast aus. „Die geistigen und physischen Kräfte der Völker, Kapital und Arbeit werden zum größten Theil von ihrer natürlichen Aufgabe abgelenkt und, ohne produktiv wirken zu können, aufgezehrt. Hunderte von Millionen werden verbraucht, um furchtbare Zerstörungsmaschinen zu bauen, die heute als das letzte Wort der Wissenschaft gelten und morgen schon jeden Werth verlieren, weil neue erfunden sind. Oft genug werden durch dieses System riesiger Rüstungen wirtschaftliche Krisen heraufbeschworen. Dauert dieser verhängnißvolle Zustand fort, dann muß gerade er die Katastrophe herbeiführen, die man zu vermeiden wünscht und deren Schrecken schon bei dem bloßen Gedanken den Menschen erschauern läßt.“ Das klang beinahe, als spräche es ein Marxist; und war auch von Einem diktiert, der in der zweiten Lebenshälfte noch zu marxistischen Professoren — andere Nationalökonomien gabs damals in Moskau und Petersburg kaum — in die Schule gegangen war. Von Sergeij Suljewitsch Witte. Der hatte sich als Finanzminister längst über die alljährlich wachsenden Ansprüche der Militärverwaltung geärgert, die seine Kulturpläne immer durchkreuzten, und endlich das Mittel gefunden, sich Luft zu schaffen. Wenn der kleine Zar, dem das Soldatenenspiel kein Vergnügen machte, das Buch Johannis Bloch las, wenn man ihm die dankbare Heilandrolle des Weltbeglückers verhieß, brauchte der Finanzminister das schöne Geld nicht mehr für Kanonen und Kriegsschiffe wegzugeben, konnte er auch auf den Wunschzetteln für Armee und Flotte nach Herzenslust streichen. Seit Gortschakows Tod hatte es in Rußland keinen Minister mehr gegeben; nur noch (wie einer von ihnen selbst seufzend sagte) Commis des Zaren. Witte, der aus der dunklen Tiefe des Tshin rasch ans Licht heraufgekommen war, wollte mehr sein als ein Handlanger erhabener Laune. Den Direktor der Südwestbahn hatte eine Schrift über die Grundsätze der Eisenbahntarifpolitik, deren Bedeutung die russischen Ökonomen noch nicht recht ermaßen, bekannt gemacht. Wyshnegradskij nahm den auf engem Gebiet als Organisator bewährten Mann als Departementschef ins Finanzministerium und beförderte ihn bald, um den lästigen Rivalen loszuwerden, an die Spitze des Verkehrsministeriums. Da blieb er anderthalb Jahre; dann kam er zurück, setzte sich auf den Platz, den der schlaue Protektor ungern verlassen hatte, und wurde schnell mächtiger, als je ein russischer Finanzminister gewesen war. Brachte Ordnung in den Staatshaushalt, führte die Goldwährung, das Branntweinmonopol und einen billigen Zonentarif ein, verstaatlichte Bahnen, legte den Eisenstrang durch Sibirien und die Mandschurei, schuf, mit einer hastigen

Willenskraft, die an Peters Zauberkunst erinnern konnte, eine Industrie, regelte durch Gesetz die Arbeitszeit und verbesserte die Fabrikinspektion. Auch der Lebensfrage Rußlands wollte er kühn die Antwort suchen, in einer Agrarrevolte, die alle für Wirtschaft und Recht wichtigen Punkte aufklären sollte, die Bedürfnisse der darlebenden Landwirthschaftergründen. Zu Alledem gehörte viel Geld. Das Alles war nur zu machen, wenn, in einem noch armen Land, Heer und Marine nicht den Löwentheil des Steuerertrages für sich heijcht. „Wir sind saturirt und wollen den Frieden.“ In den Haag ging also die Reise.

Wer Witte kennt, wird nicht leicht begreifen, wie sich in diesem starken und hellen Kopf der Glaube an solchen Hofuspokus einnisten konnte. Frieden kommandiren, heute, wo in wichtigen Erdtheilen noch nicht über das Besitzrecht entschieden, das erworbene streitig geworden ist: mit der selben Hoffnung auf Erfolg könnte ein Kaiser dekretiren, übermorgen solle der Chiliafentraum Wirklichkeit werden. Ein blinder Ressortfanatiker war Witte nie. Er ähnelt in manchem Wesenszug dem Grafen Nikolai Miljutin, der beim Reformwerk des zweiten Alexanders so eifrig half und über den Bismarck 1861 an Schleinitz schrieb: „Miljutin, der schärfste und kühnste Geist unter den Progressisten, ist zugleich der bitterste Adelschaffer und denkt sich das künftige Rußland als Bauernstaat, mit Gleichheit ohne Freiheit, aber mit viel Intelligenz, Industrie, Bureaukratie, Presse, etwa nach napoleonischem Muster.“ Das könnte fast Wort vor Wort über Witte gesagt sein. Der glaubt nicht, wie die Enkel Karamzins, die Söhne Katkows, daß Rußland eine andere Entwicklung haben müsse, könne, werde als ein europäischer Staat. Der ist überzeugt, daß auch das Jarenreich durch die selbe Stufenstraße muß, die Briten, Franzosen und Deutsche passirten. Andere Erlebnisse als Miljutins haben sein Bewußtsein gefärbt. Den Bojaren blieb er der Emporkömmling, den Orthodoxen ein unzuverlässiger, allzu zärtlich westwärts blickender Rationalist; die Konservativen warfen ihm vor, er habe nichts gründlich gelernt, sondern hastig stets nur nach der neuesten Mode gegriffen, von Rothstein seine Finanzkniffe, von moskauer Dozenten die Salondialektik des Marxismus übernommen und die letzte Wirkung seines Thuns niemals erwogen. Trohdem er zehn Jahre lang der nach dem Zaren mächtigste Mann im Reich war, gelang es ihm nicht, seine Frau an den Hof zu bringen; ihm nicht, was jedem bojatischen Geden gelungen wäre. Sahte er deshalb Adel und Klerus und wollte, wie Miljutin einst in Polen, diese Säulen der alten Rechtsordnung zu stürzen versuchen? Dann hätte er die Mittel nicht unklug gewählt. Ein kleines Heer und eine große Industrie: weder geistlichen noch weltlichen Würdenträgern könnte dabei wohl zu Nuth

sein. Nur ist Industrie nicht ein im nächsten Laden nach Maß zu bestellender Pußartikel, sondern eine Kulturform, die sich nicht aus dem Boden zaubern läßt; namentlich nicht aus dem russischen eines alternden, rückständigen Agrarstaates. Und der zur Abrüstung Entschlossene kann plötzlich, ehe er die Nothwendigkeit noch erkennt, gezwungen sein, einen Krieg zu führen, in dem nur die äußerste Anstrengung der nationalen Kraft den Sieg sichern könnte.

So ist's gekommen. Von der russischen Industrie, der neuen, die unter Witte entstand, kann auch ein freundliches Urtheil nur sagen, daß sie die schlimmste Kinderkrankheit noch nicht überwunden hat. Und seit Nikolais Evangelium vom Weltfrieden ist kein Jahr ohne Krieg vergangen; und am achten Februar 1904 mußte der Gossudar selbst sich zu einem Kampf stellen: dessen natürliches Ende noch heute nicht abzusehen ist. „Die Katastrophe, deren Schrecken schon bei dem bloßen Gedanken den Menschen erschauern läßt“, ist Ereigniß geworden. Der furchtbarste Krieg, den je ein Zar zu bestehen hatte, fand Rußland ungerüstet. Hätte man seit 1898 nicht am Marinebudget geknauert, dann hätte ein starkes Geschwader vielleicht Port Arthur gerettet und dem Heer Dyamas die Verbindung mit der Heimath abgeschnitten. Zu spät. „Die geistigen und physischen Kräfte der Völker, Kapital und Arbeit werden, ohne produktiv wirken zu können, im Krieg aufgezehrt.“ So hat Nikolai Alexandrowitsches, in der Terminologie der Sozialisten, geschildert. Rußland erlebt's. Und jetzt mag der seitdem so oft noch enttäuschte Zärtling erkennen, daß alles Gerede über den Frieden nutzlos ist, ein Zeitvertreib für applausfüchtige Weiber, und daß wir, trotz diesem Schwatz, nicht etwa eine Aera friedlicher Verträglichkeit zu hoffen, sondern eine Epoche unbarmherziger Vernichtungskriege, zoologischer, zu fürchten haben. Jetzt könnte er auch wissen, was, so lange nicht Lebensfragen der Völker nach Antwort drängen, besser als alles Phrasengepinnst den Frieden schirmt. Nur die Angst vor den Folgen einer Niederlage lähmt die Ländergier. Auch die Fürsten, die feierlich, wie Louis Napoleon, in jedem Jahr mindestens einmal sich selbst als Hort des Friedens enthüllen, würden, um ihre Macht zu mehren und ihrem Volk den Nahrungsspielraum, die Abjähmöglichkeit zu erweitern, das Schwert ziehen, wenn sie sicher wären, mit einem geschlagenen Heer noch in der Heimath die alte Ordnung, die alte Treue zu finden. Sie sind's nicht; können's nicht sein. Weh heute dem König, der als Eroberer auszog und als Besiegter heimkehrt! Selbst ein unmündiges Volk würde ihm nicht verzeihen. Davor zittert jeder Gefrönte; nicht ohne Grund, wie schon jetzt die russischen Putschlehren. Und diese Furcht wirkt stärker als Alles, was im Haag je vorgeschlagen und beschlossen werden kann.

Nikolai ist kein schlechter, auch kein dummer, nur ein schwacher Mensch. Die Kinderstübchenpsychologie, die jetzt alles Russische zur Traube verzerrt, sieht ihn als gewissenlosen Despoten, als blöden Narren oder mindestens als den Kaiser aus Zeitungsmärchenland, der „nichts erfährt“. Die ihn kennen, lächeln über solche Rede. Er ist gutmüthig, hat mehr gelernt als mancher Monarch, arbeitet fleißig und könnte mit seinen Gaben ein glücklicher, geachteter Bürger sein. Für die ungeheure Aufgabe, die er bewältigen soll, reicht seine Kraft freilich nicht aus; und ihm fehlt auch die Wucht, das Schwergewicht des Wesens, das selbst dem Durchschnittskönig die Würde wahr. Er weiß nie, wohin er geht, kommt immer gerade an das Ziel, das er meiden wollte. Wie oft hat er in den zehn Jahren seiner Regierung geblinzelt, geschwankt und schließlich gethan, was niemals zu thun er sich angelobt hatte! Er will den Frieden: und führt den grauigsten Krieg, den die Erdgeschichte je sah. Er bekennt sich zur Autokratie: und erörtert in öffentlichen Ufassen, wie der Präsident einer Republik, die Schäden, die unter seiner Verwaltung entstanden sind und gegen die das Ministerkomitee ein Rezept verschreiben soll. Er versprach, den humanistischen Unterricht zu erhalten: und ließ die klassischen Sprachen vom Stundenplan streichen. Sein Auge wird feucht, wenn ein Gärtner im Schloßpark sich die Haut rißt: und er ist gezwungen, in zehn Städten auf wehrloses Volk schießen zu lassen. Wie alle Schwächlinge, möchte er stark scheinen. Wollte es schon in seiner ersten Regentenperiode, als er den Nikolai Balkin spielte und barsch die „sinnlosen Schwärmereien“ der Leute abwies, die für Rußland eine Konstitution nach europäischem Muster verlangten. Dann kam er unter Bittes suggestive Gewalt. Wehrte sich, — und mußte es dennoch leiden. Diese Freitage! Da erschien der fürchterliche Finanzminister zum Vortrag. Und setzte fast immer durch, was er wollte. Nicht immer leicht. „Wenn Sergeij Julitsch schreit, hörts hier das ganze Palais“, sagten im peterhofer Landhaus die Adjutanten. Todmüde, blaß, ganz verstört kam der arme Zar dann ins Familienzimmer. Die Frauen machten sich Sorge um ihn. Merkwürdig, meinte die Mutter Maria: mein Mann ist mit Witte doch stets ohne Unbequemlichkeit fertig geworden; ja, mein Mann... Alexandra, die Frau, bat, nur ja nicht Alles so furchtbar schwer zu nehmen. Und Beide sangen das Lob einer Verfassung, die den Kaiser entlaste. Die schöne Britin aus Hessen neckte den Eheherrn auch, zeichnete ihn, wie er als artiges Püppchen auf dem Schoß Wittes sitzt (gegen den beide Damen übrigens kein Ressentiment hatten, den sie sogar hoch schätzten); und Hofleute zeigten einander in stillen Winkeln eine noch bößere Karikatur: Nika als Pudel, der mit Schweif und Pfoten um die Gunst des gestrengen Finanzministers

wirbt. Wie übermächtig das Gefühl, für das Werkzeug stärkeren Willens gehalten zu werden, in einem Monarchen werden kann, braucht man dem Deutschen unserer Tage nicht zu erzählen. Nikolai trug es nicht länger. Alerejew, Bezobrazow und ihre Beutegenossen lagen ihm in den Ohren: er ahne nicht, wie schamlos bei dem Bahnbau in Sibirien und der Mandtschurei betrogen werde. Diese Stützen waren noch nicht fest genug. Da kam Plehwe. Der blieb dem Finanzminister keine Antwort schuldig und fand Alles falsch, was Witte sagte. Der war aus härterem Holz als sein Vorgänger Sipjagin, der arbeitsscheue Bojar, dessen höchster Stolz gewesen war, als vornehmer Herr seinen Kaiser bei üppig sich bewirthen zu können. Plehwe hatte viel gelernt und war, als guter Staatsanwalt, als der beste im Reich, dialektisch so gewandt, daß er Witte mit Worten schlagen, vor dem Kaiser als irlichtelivenden Dilettanten verdächtigen konnte. Witte rieth zur Verständigung mit den Japanern, Plehwe warnte, dem Hochmuth der Selben auch nur den kleinen Finger zu reichen. Als die Koalirten erst merkten, daß Nikolai sie lieber höre als ihren Gegner, gingen sie zu offenem Angriff vor. Nach der alten, in Theokratien und neumodischen Verfassungstaaten tausendmal bewährten Taktik. Lozungwort: „Auch Friedrich wäre nicht der Große geworden, wenn er einen allmächtigen Minister geduldet hätte.“ Einem Herrscher verleiht die Gnade Gottes höhere Weisheit als selbst dem talentvollsten Unterthanen. Nur das gekrönte Haupt, das seinem Gott allein verantwortlich ist, ragt so hoch himmelan, daß es in der Ferne den Weg zu erkennen vermag, der dem Volke frommt. Cela ne rate jamais. Hat auch hier nicht versagt. Das stärkste Argument der Verschworenen war aus Deutschland bezogen. Dort, hieß es, blickt Alles, trotz Bundesrath, Kanzler, Reichstag, auf den Kaiser, hängt von ihm, der unter Gleichem doch nur der Erste ist, jede Entscheidung ab; und im Gossudarstwo soll immer, als sähe auf dem Thron nur ein Schatten, von einem Minister gesprochen werden? Das war das dreimal glühende Licht. (Ueber den Einfluß, den Wilhelm der Zweite auf die Gestaltung eines neuen Monarchentypus hatte und noch hat, ließe sich ein lehrreiches Buch schreiben.) Witte war, im Gefühl seiner Kraft, seiner nützlichen Leistung, oft vielleicht unvorsichtig gewesen. Eines Tages mußte er, wie vor ihm ein Größerer, sagen: „Ich behalte den Kaiser nicht in der Hand.“ Er „impoirte“ freilich; nur allzu sehr. Als Nikolai aber in den Bahn gelullt war, er stehe, als Begnadeter, in einem besonderen Geheimrathsverhältniß zum Herrgott, fand er den Muth, sich von dem an Erfolg reichsten Berather seines Vaters zu trennen.

Jeder Freitag war jetzt ein Fest. Keine Hypnose mehr mit aller Dual des Erwachens; nicht mehr die Nöthigung, mit untauglichen Mitteln den

Versuch der Abwehr zu wagen. Fröhlich und frisch kehrte Datushka nun den Seinen zurück. Und nie wieder sollte Einer ihm den Willen aufzwingen; niemals. Er wollte Jedem anhören, doch Keinem gehorchen. Der Schwächling schwor sich, im Lustgefühl der neuen Freiheit, selbst mit heiligem Eid, fortan stark zu sein, unbeirrbar, unbeugsam, ganz wie der Vater war. Doch Schwäche, die Kraft vortäuschen will, bringt's nicht weiter als bis zum Eigensinn. In seiner dritten Periode hat Nikolai immer das Gegentheil Dessen gethan, was ihm gerathen ward. Er hörte Jedem, schien (da er die seinem sanften Wesen angeborne Höflichkeit nicht verleugnen kann) beinahe Jedem schnell zuzustimmen. War er danach aber wieder allein, dann wickelte er die dünne Epidermis geschwind in den warmen Pelzmantel der altslawischen Großfürsten. . . „Der will mich haben und glaubt schon, ich sei ihm sicher? Der gerade bekommt mich nie.“ Und wählte sicherlich Schwarz, wenn ihm Weiß empfohlen war.

Doch auch mit solcher Perversion des Willens lernen kluge Hofzettler bald rechnen. Seit Plehwe ermordet, dem Zaren die festeste Stütze zerbrochen ward, ist Witte von Allen, denen seine Wiederkehr ein Gräuël wäre, mit Feuereifer als Staatsretter empfohlen worden. Das schien das sicherste Mittel, ihm den Weg zu sperren. (Kannst Dir, glücklicher Germane, solchen Zustand wohl gar nicht vorstellen?) Aber Sergeij Sulitsch hatte auch wirkliche Freunde. Die Kaiserin-Mutter, die in ihm den zuverlässigen Gehilfen Alexanders achtet. Den Grafen Lambsdorff, dem die ewigen Alarmnachrichten schon das Freundschaftsverhältniß zu Frankreich erschwert haben und der das Reich gern endlich beruhigt sähe. Fast Alle, die eine Verfassung ersehnen und wissen, daß nur Rußlands stärkster Staatsmann solchen Schritt ins Dunkel wagen könnte. Und war nicht Alles gekommen, wie Witte vorausgesagt hatte? Alles. Schlechte Botschaft vom Kriegsschauplatz; unangenehme Händel mit England; Plehwe nach kurzer Herrlichkeit von wildem Fanatismus hingestreckt. Wer wird sein Nachfolger werden? Die Antwort auf diese Personalfrage mußte zeigen, welche Partei in dem stillen Kampf um den Kaiser bisher siegreich geblieben war.

Fürst Swjatopolk-Mirskij wurde erwählt. Witte, hieß es in Petersburg, habe den Blick Scheremetjew's, der ihn selbst für die Nachfolge Plehwe's stimmen wollte, auf diesen Kandidaten gelenkt. Ist's wahr, dann hat der Präsident des Ministerkomitees an seinem Schüpling keine Freude erlebt. Mirskij ist in Europa heute hoch berühmt, ist, als er weggejagt wurde, wie ein Hero's und Märtyrer gefeiert worden; und hat in den drei Monaten seines Ministerlebens doch mehr Unheil gestiftet als mancher schwarze Reaktionär in einem Menschenalter. Daß Plehwe mit tiefster Verachtung von ihm sprach, nahm

für den polirten Herrn ein; daß Witte (oder ein anderer Kingmaker) ihn nach Petersburg brachte, mußte ihm schnell den Nimbus rauben. Ein hohler Phrasen- und Verwaltungstalent, doch mit unstillbarem Hunger nach Beifallsgelüste. In Wilna, auf dem heißen litauischen Boden, hatte er sich, ohne dem Reichsinteresse allzu ängstlich erst nachzufragen, nur bemüht, dem polnischen Adel die Wünsche von der Lippe zu lesen. Kein Wunder, daß dieser Generalgouverneur von der Schlachta geliebt wurde und daß ihre Hoffnung ihn in das höhere Amt begleitete. Mirskij nährte die Hoffnung, so gut es vermochte. Eine großartige Abschiedskomoedie sollte seiner Verwalterleistung die letzte Weihe geben. Im September war in Wilna das Denkmal der großen Katharina zu enthüllen und Großfürst Michael, Nikolais Bruder, mit der Vertretung des Kaisers betraut. Jetzt oder nie. Mirskij lud die Polen zum Fest; Adel und Klerus. Natürlich wollten sie nicht kommen. Ein Denkmal Katharinens, die Litauen der Ruffenherrschaft unterworfen hatte! Kein Pole durfte bei der Enthüllung sein. Doch Mirskij war unermüdet; bat, schmeichelte und bot, als Alles nicht half, die stärkste seiner Künste auf. „Seit ich hier bin,“ sprach er, „habe ich für Euch gethan, was ich irgend vermochte; und dem Scheidenden wollt Ihr den einzigen Wunsch nicht erfüllen? Ich bin zum Minister des Innern ernannt; bedenkt, wie nützlich ich Euch da werden kann, hundertmal nützlich er noch, als ichs hier war, und um wie viel leichter Ihr mirs macht, wenn der Kaiser aus dem Mund seines Bruders von Eurer loyalen Haltung hört. Noch glaubt man in Petersburg nicht, daß Ihr entschlossen seid, Vergangenes vergangen sein zu lassen. Kommt zum Fest: und ich verbürge Euch den nahen Fall aller Ausnahmegeetze.“ Der ganze Klerus und ungefähr fünfzig Adelige sagten zu. Um dem katholischen Kirchenfürsten kein Kergerniß zu geben, blieben die Spitzen der Behörden dem ruffischen Festgottesdienst fern. Für den Bischof war dicht beim Denkmal ein Ehrönchen errichtet, von dem er sich erst erhob, als der Großfürst ihn begrüßte; und kaum war das Gespräch beendet: da entfernte sich die römische Klerisei und überließ der griechisch-orthodoxen, vor deren Nähe ihr zu grauen schien, das Feld. Beim Festmahl blieben die Polen stumm, als dem Baren Hurra gerufen wurde; um so lauter stimmten sie in die Jubelrufe ein, die Swjatopolk-Mirskij umbrausten. Nur ihm zu Liebe, sagten sie Jedem, sind wir gekommen; und er wird uns das Opfer lohnen. Keinen Tropfen, keinen Ton für den Kaiser; das volle Glas und die volle Kehle für den scheidenden Gouverneur, den kommenden Minister. Eine reizende Komoedie, die unsere schönsten Admiralökitage übertrumpft. Michael aber brachte dem Bruder die Kunde: In Litauen ist die Vergangenheit tot; Swjatopolk-Mirskij hat uns die Polen versöhnt.

Mit ähnlichen Kunststücken hat er dann auch in der Residenz sein Heil versucht. Um jeden Preis nur Applaus; ob das Geschrei nicht die Ruhe des Reiches störe, dünkte ihn Nebensache. Daß er sich als Plehwes Gegner bekannte, war sein Recht; daß er aber Plehwes Hauptmitarbeiter, als sie ihm die Geschäfte übergeben wollten, abwies, sie überhaupt nicht sah, sondern sofort in die Reichsrathsgruft befördern ließ, war ein fast noch seltsameres Beginnen als das unserer Caprivi und Marschall, die keine Lust hatten, sich von den beiden Bismarck in den Geschäftsgang einführen zu lassen. Und kaum war er warm geworden: da ging's auch schon los. Endlich ein moderner, humaner Mann, der RußlanddenFrühlingbringt. Nie hatte Witten soviel Weihrauchgerochen. Mirskij machte Alles für Rußen, die ihn in wichtigen Angelegenheiten sprechen wollten, hatte er keine Zeit; Reportern ausländischer Blätter stand seine Thür stets offen. Und Jedem, der irgendwo öffentlich meinen konnte, drückte er innig die Bruderhand. Pressfreiheit wünscht Ihr? Dieser Wunsch läßt mich selbst ja nicht schlafen. Toleranz in Glaubenssachen? Fragt nur in Wilna nach mir. Eine Verfassung? Nur noch ein Weilchen Geduld; wir sind schon dabei. Habt nur Vertrauen! Das war sein Schlagwort (war früher schon das Karls Stuart und Friedrich Wilhelms des Vierten). Er wußte, daß Nikolai von einer Konstitution nichts hören wollte, und ließ die Hoffnung doch lustig keimen. Als er die öffentliche Tagung der Semstwoversammlung beim Kaiser nicht durchsetzen konnte, gab er ihr die Möglichkeit, „privatim“ zu tagen, ihre elf Punkte drucken zu lassen und aus sicheren Orten gleichlautende Resolutionen zu bestellen. Die Deputation mußte in seinem Vorzimmer umkehren; ihren Führer aber, den eben so betriebsamen wie liberalen Präsidenten des moskauer Semtwos, ließ er insgeheim zu sich bitten. Das Alles wäre diskutabel gewesen, wenn ein ernster Wille, eine zuverlässliche Ueberzeugung dahinter gestanden hätte. Hier wars die Selbstanzeige eitelr Reklamesucht. Mirskij hat für Rußlands Rechtsordnung nicht das Geringste gethan, hat nur Phrasen und Komplimente gedreht und in der Schicksalsstunde eines Krieges, der dem Reich zum Verhängniß werden kann, mit frivoler Geschäftigkeit die Geister verwirrt.

Seine Künste hatten nicht lange getäuscht. Auch den Kaiser nicht. Der hätte ihn nach dem Adressensturm gern weggeschickt, sagte aber, ganz richtig, zu Mirskijs Anklägern: „Entlasse ich ihn jetzt, dann geht er im Glorienschein des Märtyrers. Das darf nicht sein. Er soll sich abnützen, soll die Suppe selbst ausessen, die er uns angerichtet hat.“ Ganz vernünftig; nur kam die Erkenntniß wieder zu spät. Wie konnte ein Autokrat, der Autokrat bleiben wollte, diesen cabolin auch nur eine Stunde schalten lassen? Selbst in einem parlamenta-

riſch regirten Staat würde man ſich hüten, zum Nachfolger eines ermordeten Miniſters einen Mann zu wählen, der mit jedem Wort den Vorgänger verdammt. Plehwe war ein Prokurator, kein Staatsmann; Plehwes Erbe aber durfte nicht mit Girondinmanieren einherſtolziren. Ein Britenkönig, ein Roosevelt ſogar würde mehr auf die Kontinuität der Staatsgrundsätze halten, als Nikolai that. Zu den Jünglingen, die ihr Leben jauchzend hingeben wollten, um einen verhaßten Machthaber aus dem Weg zu räumen, hatte reife Vernunft im Zarenreich ſeit Jahren hundertmal geſprochen: Was nützt? Gelingt Euer Plan, dann löst den harten Herrn ein härterer ab. Dieſe Warnung findet in Rußland nun nicht mehr Gehör. Was es nützt? Nach Plehwe kam Mirſkij! So eingeſchüchtert war der Selbſtherrſcher, daß er uns einen Mann nach unſerem Herzen gab. Nur für kurze Zeit freilich. Niſſchewo. Was einmal geſchah, kann wieder geſchehen. Wenn nur durch Putſche und Schrecken jeglicher Art tüchtig nachgeholfen wird. Nikolais Wankelmuth hat auf Attentate eine Prämie geſetzt.

Mirſkij hat das blutige Epiphaniensfeſt der Ruſſen noch als Miniſter erlebt. Hundertfünzig Tote, fünfhundert Verwundete (dieſe Zahlen geben unabhängige Aerzte jetzt an): ſo ſah der holde Lenz aus, den er dem Volke gebracht hatte; mußte ſo ausſehen. Nun hätte der Fürſt, um ſein Biſchöfen Prestige zu retten, am Liebſten plehwiſch geſprochen. Als der alte Suworin im Namen der petersburger Preſſe ihm in einer tapferen Rede ſagte, in dieſer anarchiſchen Schreckenszeit erſt habe er endlich verſtehen gelernt, wie der falſche Demetrius im Volk Anhang gewinnen konnte, zeigte Seine Durchlaucht den ſonſt ſo gehäſſelten Meinungmachern eine finſtere Miene. Für die Juristen und Literaten, die in letzter Stunde noch den Straßenkampf zu hindern verſucht hatten, war er gar nicht zu ſprechen geweſen. Wie durfte erſ, als Vertreter der Staatsautorität? Nun aber wars für die neue Komödie zu ſpät geworden. Der gedankenloſe, markloſe Schwäger hatte beim Kaiſer wohl für immer verſpielt.

In Peters Stadt aber geſchah an dieſem Januarſonntag, was nur im and Peters geſchehen konnte. Wieder hatte ſuperkluge Gaſt mit Aſiatenkünſten Europäerpolitik zu treiben verſucht: und wieder war Schmach und Jammer das Ende. In Rußland, das keinen Miniſterpräſidenten und keine feſt abgegrenzten Reſſortis hat, gehören die Arbeiterangelegenheiten zum Geſchäftskreis zweier Miniſterien; der Finanzminiſter und der Chef der inneren Verwaltung treiben Sozialpolitik. Jeder auf ſeine Weiſe; und natürlich macht's Jedem beſonderen Spaß, den Herrn Kollegen zu ärgern. Je mehr Bitte und ſein Handelsdezerent Kowalewſkij für die Regelung der Arbeitszeit und der Fabrikinſpektion that, um ſo eifriger bemühte man ſich im Miniſterium des

Innern, politische Macht über das Proletariat zu gewinnen. Drüben, hieß es dort, arbeitet man nur den Revolutionären in die Hände; wir aber erziehen dem Kaiser auch in den Fabriken zuverlässige Unterthanen. Subatow mußte im Auftrag der Polizei die Arbeiter organisieren; zunächst in Moskau, wo wirklich, als das Denkmal Alexanders des Zweiten enthüllt wurde, dem Zaren im Kreml dreißigtausend „konservative Arbeiter“ vorgeführt werden konnten. Da seht Ihr, hieß es, was wir vermögen. Bald danach kam in einer moskauer Seidenfabrik zum Ausstand. Subatow, der von Trepow die Beifügung erhielt, mahnte die Arbeiter, nicht um Haaresbreite von ihrer Forderung zu weichen. Der Besitzer der Fabrik, Herr Goujon, fuhr nach Petersburg und klagte dem Finanzminister seine Noth; er wolle ja alles Mögliche thun, wisse aber nicht, ob er mit den Arbeitern oder direkt mit der Regierung, die sie stacheln, verhandeln solle. Kowalewskij, ein avancirter Staatssozialist, schlug Lärm, forderte für die Arbeiter das gesetzlich verbürgte Recht auf Strikes und sagte, die polizeiliche Leitung des Klassenkampfes sei nicht länger zu dulden. Vergebens. Kaum war der moskauer Ausstand mit Wittes Hilfe durch Vergleich beendet, da arbeitete Subatow mit freierkraft schon im Süden. Er verstand sein Demagogenh Handwerk: und bald stand die odesseer Gegend in hellen Flammen. Das war zu viel; Subatow wurde aus dem Staatsdienst entlassen und sein Gehilfe, der obendrein noch ein Jude war, in den kältesten Norden verbannt. Das Ministerium des Inneren aber suchte und fand einen neuen Agenten: den Popen Gapon. Das war der rechte Mann; dem Priester vertrauen die armen Leute und ein Priester wird nie zu offener Gewaltthat rufen. Gapon gründete in Petersburg eine konservative Arbeitergesellschaft mit elf Filialen; und der Minister, Sspjagin und Plehwe, gewährte dem nützlichen Helfer gern einen anständigen Monatslohn. War der Pope schon früh mit den Revolutionären im Bund oder trieb ihn spät erst der Ekel aus dem Polizeidienst? In der Nacht vor dem Epiphaniensfest sagte er den Reportern, denen er seinen Aufruf abzuschreiben gab: „Heute lasse ich die Maske fallen. Wird meine Petition nicht angenommen, werden meine Forderungen nicht bewilligt, dann mag Petersburg vor unserer Wuth zittern.“ Gapon, Plehwe's sicherster Mann, hatte die Massen zum Aufruhr geheßt. Noch weiß man nicht genau, ob nur die Ministerialen, ob auch die Revolutionäre oder wenigstens die mitwirkenden intellectuels in diesem Spiel, dessen Kosten so viele Arbeiter mit ihrem Leben bezahlen mußten, die Dupirten waren; nicht genau, welche Hand den Faden lenkte. Aber war diese mächtige Ueberrumpelung vom einundzwanzigsten Januar 1905 für Europäerhirne nicht fast unbegreiflicher noch als die am achten Februar 1904 vor Port Arthur erlebte? Und mußten die Russen diesmal den Todeslag Peters des Großen nicht andächtig feiern?

Der Fall Fischer.

Nach seinem äußeren Verlauf ist der „Fall Fischer“ leicht zu überschauen und auch nicht schwer zu beurtheilen. Im Herbst 1904, auf dem berliner Protestantentage, der periodischen Hauptversammlung des im „Protestantenverein“ organisirten kirchlichen Liberalismus, hat D. Fischer, Pfarrer an Sankt Markus in Berlin, einen theologischen Vortrag vor den Mitgliedern und Freunden dieses Vereines gehalten. Der Vortrag war sehr freisinnig. Aber er entsprach durchaus den Traditionen der älteren liberalen Theologie, wiederholte Ansichten, die im Kreise des Protestantenvereines weithin verbreitet sind, und wurde denn auch von den Versammelten mit ungetheiltem Beifall aufgenommen. D. Fischer polemisirte — um nur den Gegenstand der späteren Anklage herauszugreifen — gegen die Jesusanbetung und gegen eine Theologie, die in den Mittelpunkt ihrer Lehre den Christus stellt. Nicht Jesus, sondern Gott solle angebetet werden, nicht in Christus, sondern in Gott müsse auch die Theologie ihr Centrum haben. Dabei streifte aber D. Fischer nur ganz kurz die orthodoxe Lehre: sein eigentlicher Kampf galt nicht dem Christudogma der Rechtgläubigen, sondern der Christustheologie der sogenannten „Ritsch'schen Schule“. Wollte ich hier auf irgendwelche theologische Einzelheiten eingehen, so würden Das die Leser mit Recht mißbilligen; genug, daß die „Ritsch'sche Schule“ den geschichtlichen Jesus in das Centrum ihrer freigeistlichen Theologie stellt, daß aber D. Fischer nach dem altbekannten leibniz-leisnig'schen Grundfah von der Minderwerthigkeit der zufälligen Geschichtswahrheiten nichts von einer solchen Begründung der christlichen Lehre auf eine bloß geschichtliche Persönlichkeit wissen will; er möchte sie lieber auf Vernunftbegriffe vom ewigen Gotte gründen.

Bei den Gegnern, mit denen sich D. Fischer auseinandergesetzt hatte, erregte der Vortrag keinen Anstoß. Aergerniß nahmen die Orthodoxen. Sie griffen aus Fischers Polemik gegen die Ritschianer die Stellen über Jesusanbetung und Christustheologie heraus und boten sie in ihren Zeitungen alsbald der christlichen Gemeinde öffentlich zur Entrüstung dar, unbekümmert darum, daß D. Fischer seinen Vortrag in einem Kreis von Eingeladenen gehalten hatte, die ihre Namen in eine Theilnehmerliste einzuzeichnen hatten.

Wer Geschmac für solche Dinge hat, kann nur bewundern, mit welchem Geschick die gläubigen Rezipienseure den „Fall Fischer“ zur Aufführung brachten. Die dramatische Kunst ist in Berlin wirklich noch nicht im Niedergang begriffen. Zug für Zug. Schlag auf Schlag. Alles am rechten Ort. Alles von den rechten Personen.

Gleich nach dem Protestantentag, am siebenten Oktober, erscheint im „Reichsboten“ ein Artikel, der solche Ausführungen, wie Fischer sie gethan

habe, im Munde eines landeskirchlichen Geistlichen für unmöglich erklärt. Kürzere und längere zweckdienliche Notizen in diesem vielgelesenen Blatte des Pastors Engel folgen. Wird es den gläubigen Pastoren gelingen, die Laienwelt zu mobilisiren?

Es gelingt. Ein Laie regt sich. Im „Sonntagsfreund“ vom sechzehnten Oktober weist ein Gemeindefirchenthats-Mitglied mit Entrüstung auf D. Fischers Irrlehren hin. Nun ist es an den Pastoren, zu sagen, was sie wollen. In Stoeders „Reformation“ (Stoeder giebt dies geistliche Wochenblatt zwar nicht heraus, aber es ist dem Geist seiner Kirchenpolitik vollkommen dienstbar und verbreitet ihn unter den Pastoren), in Stoeders „Reformation“ vom dritten Oktober fordert Pfarrer Bunte Lehrzucht gegen Pfarrer Fischer. Die Kreuzzeitung druckt schon am Tage vorher diesen Aufsatz ausführlich ab und eignet sich seine Forderung an.

Und jetzt gilt es, dieser Forderung Nachdruck zu verleihen. Am siebzehnten November ist die erste Protestversammlung. Stoeder redet. Freilich nicht in der scharfen Sprache seiner „Reformation“. Sondern sanft und mild und gewinnend, wie es sich vor den wenigen Laien ziemt, die sich vorerst eingefunden haben: „Ich bemerke, daß wir in unserer Kirchenordnung das Mittel haben, einen Pfarrer, der die jungfräuliche Geburt, die Auferstehung, die Himmelfahrt Jesu leugnet, abzuweisen. Das wollen wir nicht. Was wir wollen, ist: zeigen, in welchem Zustande wir leben.“

Was Hosprediger Stoeder „nicht wollte“, wollte der Amtsbruder schon recht deutlich, der in der zweiten, etwas besser besuchten Protestversammlung unter stürmischem Beifall erklärte: „Wenn ich an D. Fischers Stelle stünde, würde ich mir die Frage vorlegen: Sind wir noch Christen? Und als aufrichtiger, ehelicher Mensch müßte ich antworten: Wir sind keine Christen mehr.“

Die Agitation unter den Laien reicht nur aus, um am achtundzwanzigsten November in D. Fischers eigener Gemeinde den entscheidenden Schlag zu ermöglichen. Elf Laien in seinem Gemeindefirchenthats rathen gegen ihn, ihren Vorsitzenden, ein Protokoll: „Wir verstehen nicht, wie ein Geistlicher solche Anschauungen mit seinem Amt und mit seinem Ordinationseid in Einklang bringen kann.“ Als D. Fischer die Kompetenz der elf Laien zu dem Protokoll bestreitet, reichen sie es dem Konsistorium ein.

Wird das Konsistorium der Sache Folge geben? Wird vor Allem der Oberkirchenrath (von dem in Preußen hierbei besonders viel abhängt) die unangenehme Möglichkeit eines leidigen Lehrprozesses auskommen lassen? Namentlich der vermittelrische Vicepräsident des Oberkirchenrathes könnte dieser Unannehmlichkeit vielleicht ausweichen wollen. Als bald bringt die Kreuzzeitung die — an sich ganz ungläubliche — Nachricht, dieser Vicepräsident habe geäußert, daß der Oberkirchenrath künftighin überhaupt keinerlei Disziplinar-

untersuchungen gegen Prediger wegen ihrer Lehre einleiten werde. Natürlich wird die widersinnige Aeußerung sofort dementirt. Aber: das Hinderniß ist beseitigt, der Vicepräsident ist kaltgestellt, die Bahn für den Lehrprozeß ist frei.

Die Bahn ist frei. Aber noch ist nöthig, dem Konsistorium zu zeigen, daß alle Positionen Berlins hinter den klagenden Laien aus Fischers Gemeinde stehen. Eine dritte große Protestversammlung wird erforderlich. Es gelingt, fünfzehnhundert Menschen im größten Saal des Ostens zusammenzubringen. Ueber die Hälfte sind Frauen. Auch Kinder fehlen nicht. Und wiederum ist es ein geistlicher Herr, der die treffliche Agitatorenrede hält. Eine meisterhaft formulierte Resolution fordert D. Fischer auf, sein Amt niederzulegen.

Noch scheint das Konsistorium zu zaudern. Schon vierzehn Tage sind seit dieser Protestversammlung vergangen; und noch verlaudet nichts. Da thut sich am fünfzehnten Tage eine Anzahl Kirchenältester der Synode Berlin I zusammen und überreicht dem Konsistorium als zarte Mahnung einen Bericht über diese Versammlung. Aber das brandenburgische Konsistorium hatte nicht gezauert. Nein: es zaudert nur (und auch dann höchstens ein paar Jahre), wenn es dem berliner Magistrat die Wahl eines liberalen Geistlichen bestätigen soll. Mit einer gerade bei dieser Behörde ganz ungewohnten Schnelligkeit hatte es schon acht Tage nach der Versammlung dem D. Fischer die Beschwerde der Laienmitglieder seines Gemeindefkirchenrathes zugestellt, — drei Tage vor Weihnachten. Da D. Fischer nicht sofort antwortete, sondern wohl erst seine Weihnachtspredigten machen und halten mußte, ward er schon nach zehn Tagen zur Eile ermahnt. (Das Konsistorium reagirte also umgekehrt auf den „Tritt“ der positiven Gemeindeältesten.) Am dritten Januar war dann D. Fischers Antwort in den Händen des Rainers. Prompt am vierten ward er vom Konsistorium verurtheilt. Am sechsten übergab es sein Urtheil der Oeffentlichkeit. Den liebenswürdigen Kirchenältesten ging noch am selben Tage die Fischers verurtheilende Konsistorialverfügung abschriftlich zu. Man würde es kaum glauben, wenn es nicht die Kreuzzeitung, Nummer 32, Seite 1, Spalte 2 oben, gemeldet hätte.

Der Inhalt der Verfügung, die das Konsistorium einem in ehrenvoller psarramtlicher Thätigkeit alt gewordenen Manne, einem um seiner wissenschaftlichen Arbeit willen von einer deutschen Universität zum Ehrendoktor ernannten Gelehrten bieten zu können geglaubt hat, spricht für sich selbst; und zwar folgendermaßen:

„Sie konnten sich kaum verhehlen, daß Ihre Ausführungen in dem in Rede stehenden Vortrag das religiöse Gefühl aller bekenntnißtreuen Gemeindeglieder auf das Tiefste verletzen und ein weithin gehendes Kergerniß verursachen würden. Da sie aber den Eindruck nicht nur mangelnder Besonnenheit, sondern auch unzulänglicher christlich theologischer Durchbildung, Klarheit und Reife machen, so glauben wir, annehmen zu dürfen, daß Sie sich noch in einem Entwicklungs- und Ueber-

gangsstadium befinden, aus welchem es Ihnen mit Gottes Beistand gelingen kann, sich zu einer Erfassung des wahren Wesens der christlichen Religion hindurch zu arbeiten. Sollten Sie im Gegentheil sich endgiltig auf dem gegenwärtigen Standpunkte befestigen, so müssen wir erwarten, daß Sie die Folgerung ziehen und Ihr Amt in einer Kirche, deren Glauben und Bekenntniß Sie nicht nur nicht theilen, sondern sogar bekämpfen, freiwillig niederlegen.

Jedenfalls geben wir Ihnen zu bedenken, daß wir es nicht dulden würden, wenn Sie in Ihrem amtlichen Wirken ähnliche, dem allgemeinen Glauben der Christenheit widersprechende Behauptungen zum Ausdruck bringen würden, und machen es Ihnen zur Pflicht, Alles zu vermeiden, was geeignet ist, das religiöse Gefühl der in kirchlichem Glauben stehenden Gemeinde zu verletzen. 663. Steinhausen.*

So stellt sich für die Oberflächenbetrachtung der Fall Fischer in seinem äußeren Verlauf dar als ein Einbruch orthodoxer Unduldsamkeit in interne theologische Verhandlungen des Protestantenvereines und als die häßliche Verfolgung eines toleranten, liberalen Geistlichen durch die raffinierte Agitation kirchlicher Reaktionsäre. Doch schon indem ich diese abgegriffenen Schlagwörter dem Vokabularium des liberalen Bildungphilisters entleihe, möchte ich andeuten, daß ich das Urtheil zwar in seiner Sphäre für berechtigt halte, aber doch nicht so ohne Weiteres selber theilen kann. Wir müssen den Dingen tiefer nachdenken, wenn wir sie richtig würdigen wollen.

Den Veranstaltern des Falles Fischer kann nicht verborgen sein, daß sie durch ihr Vorgehen ihrem Feinde sehr viel mehr nützen als schaden. Noch immer hat die Maßregelung freigeistlicher Prediger die Macht und das Ansehen des kirchlichen Liberalismus in der Oeffentlichkeit gestärkt. Eine Menge Gleichgiltiger wird wieder kirchlich interessirt und das Martyrium des Freisinnigen schafft dem Freisinn neue Anhänger. Die unduldsamen Verfolger dagegen erscheinen stets in einem wenig beneidenswerthen Licht; und wer nicht schon vorher zu den Frommen gehörte, schließt sich ihnen bei einer Ketzerverfolgung gewiß nicht an. Zwar läßt sich diese Schädigung der eigenen Partei dadurch ausgleichen, daß man in aesopischer Weisheit den armen Verfolgten als den frechen Angreifer darstellt. Aber viel hilft Das nicht; denn daran glaubt man zwar selber, aber sonst glaubt es Niemand.

Wenn die Rechtgläubigen nun trotzdem immer wieder nach „Zehrucht“ verlangen und Männer wie D. Fischer mit Zehrprozessen hincaniren, so werden sie wohl tiefere Beweggründe dafür haben, als eine oberflächliche Betrachtung ahnt. Ich glaube, man wird vor Allem als ihre treibende Kraft eine große und ehrliche Sorge um die Seele des Volkes anerkennen müssen; das Volk geht ja verloren in Unglauben und dadurch in Zuchtlosigkeit, wenn es nicht mehr im lauterem, unverfälschten Kirchenglauben erzogen wird, im Glauben an die untrügliche Autorität der kirchlich ausgelegten Bibel. Welcher Autorität wird es sich beugen, wenn der amtlich berufene Lehrer der Autorität, wenn der Geistliche selbst keine göttliche Autorität mehr über sich duldet, son-

dem durch die nur menschliche Vernunft das unfehlbare Wort Gottes meistern will? Ist diese Gefahr im Verzuge, dann ist es die Pflicht des Zionswächters, in die Posaune zu stoßen und nicht danach zu fragen, ob etwa sein Klarm das Wüthen des bösen Feindes reizen oder gar im eigenen Häuflein die Verzagttheit mehren könnte.

Für „Zion“ ist aber heute wirklich Gefahr im Verzuge.

Bisher war „Zion“ die einzige Stätte, wo das Volk anbeten konnte. Ohne Bild: seine religiösen Bedürfnisse befriedigte das preussische Volk in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts fast nur bei der kirchlichen Orthodoxie. Der Protestantenverein war in Preußen von einer rührenden Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit; wo er wirklich einmal, etwa durch Koalition des kirchlichen mit dem kommunalen Liberalismus, Einfluß gewann, schredte er schlichte Menschen, die wirklich religiöses Verlangen hatten, eher ins orthodoxe Lager hinüber; jedenfalls hatte für die Frommen im Volke dieser Liberalismus nichts Lockendes. Die ziemlich zahlreichen Vermittelungstheologen haben sich aber zu jener Zeit in gutem Glauben und naiver Zuversicht mehr oder weniger alle der orthodoxen Ausdrucksweise bedient; mochten ihre Ansichten also noch so frei sein: fürs Volk und die Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse kamen sie nicht anders in Betracht als die Altgläubigen, deren Sprache sie redeten. Wer im Volk Preußens fromm sein wollte, war „gläubig.“

Nur Wenige gab es, die wagten, auf eigene Hand fromm zu sein und sich „ungläubig“ oder unkirchlich schelten zu lassen. Aber — und Das ist ein zeitgeschichtliches Ereigniß von folgenschwere Bedeutung — die Zahl dieser unkirchlichen Frommen ist um die Jahrhundertwende mit einem Mal gewaltig gewachsen. Kaum hat man angefangen, sie zu beachten: da sind sie schon eine Macht im Volk.

Tolstoi, Nietzsche, Nietzsche und noch viele Beuntuhiger von ihrer Art, dazu der wiedererwachte Goethe und der wiedererweckte Kant haben den Fertigen und Satten die Sicherheit genommen. Der Gebildete hat wieder fragen und suchen und religiöse Dinge ernsthaft nehmen gelernt. Der Gottgrübler Jörn Uhl wird der Romanheld des Volkes. Unsere Lyriker ergießen sich, ja, erschöpfen sich in Liedern der frömmsten Sehnsucht. „Fortbildung der Religion“ und „Babel und Bibel“ interessieren über Nacht die „weitesten Kreise.“ Die Tageszeitungen entdecken, daß ihre Leser nach religiöser Kost verlangen. Die Sozialdemokratie revidiert den Satz, daß Religion Privatsache sei. Die konfessionelle Schule findet Sympathie weit in die Cirkel der Liberalen hinein. Die Partei des Berliner Tageblattes nimmt einen Friedrich Naumann unter ihre Führer auf. Der kaufmännische Verein „Rekurs“ und der Klub „Eintracht“ verschreiben sich Redner, die über religiöse Thematata mit oder ohne Lichtbilder Vorträge halten. Kühnige Verleger gründen niedliche neue Reli-

gionen gleich paarweise, wie die Pratzwürste. Genug der Symptome. Jeder kann sie leicht vermehren. Sie alle, von den tiefsten bis zu den komischen, zeigen, daß wir inmitten einer frommen, aber unkirchlichen und durchaus modernen Laienbewegung stehen, daß unser Volk anbeten will, aber nicht in „Zion.“

Diese Laienbewegung hat nun sofort eine starke Rückwirkung auf die Theologie gehabt, und zwar vor Allem auf die der Universitäten. Für den deutschen Laien ist Das charakteristisch und ehrenvoll zugleich. Er will über die Dinge, die ihn innerlich anfasseln, gründlich Bescheid wissen. Darum wendet er sich an die Männer, denen er zutraut, daß sie darüber von Berufes wegen mit wissenschaftlicher Vorurtheillosigkeit ordentlich nachgeforscht haben. Er fragt: Was sagt Ihr Fachleute zum „Christusproblem“, zur Babelfrage, zur „Fortbildung“ der Religion? Hat Jesus gelebt? Was wissen wir Sicheres von ihm? Reicht seine Ethik für die Gegenwart aus? Hat Tolstoi Recht oder Nietzsche?

Auf die deutlichen Fragen haben nun die befragten Theologen deutliche Antwort gegeben. Ganz anders deutlich, als es noch vor Kurzem Brauch war.*) Professoren wie Harnack mit seinen Vorlesungen für Studierende aller Fakultäten, wie Weinel und Bouffet mit ihren Aufsehen erregenden Vorträgen bedeuteten gegen früher etwas Neues. Die seit Jahren in diesem Sinn schon in dem kleineren Kreise von etwa zwanzigtausend Lesern wirkende „Christliche Welt“ des Professors Rade gab durch ihre Aufsätze fast täglich zu Verbreiterungen in der weitesten Öffentlichkeit Anlaß. Populäre Schriften wie Weinels „Lebensfragen“ oder die billigen Hefte der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher“ mit ihrer rückhaltlosen Auskunft auf die Laienbedenken versügten sofort über alle erforderlichen Mitarbeiter und fanden, kaum erschienen, zahllose Leser. Das Buch eines Theologieprofessors, das den Titel „Jesus“ trug, wurde in zwei Monaten zehntausendmal verkauft. Jeder Käufer war sogleich ein Frager nach weiterer Auskunft. Jede Frage rief neue fachkundige Mitarbeiter auf den Plan.

All Das hat nun aber auch die Physiognomie der Kirche in kurzer Zeit überraschend geändert. Die frommen unkirchlichen Modernen finden wider ihre Erwarten in der Kirche Leute, die mit ihnen gehen wollen. Von Katheder und Kanzel wird mit ihnen in der Sprache ihres Glaubens geredet, nicht mehr in der umdeutenden Anpassung an die Sprache der Orthodoxen, sondern in schlichtem, unverblühtem Laiendeutsch. Der Protestantenverein, der für dies

*) Das ist kein Vorwurf gegen eine vergangene Zeit. Denn Antworten müssen sich nach der Frage richten. Und einzelne Theologen haben es natürlich schon immer für ihre Pflicht gehalten, auch ungefragt ihre Meinung deutlich zu sagen. Aber die Gegenwart weist doch etwas Besonderes auf: Laienfrage und Professorenantwort gehörten früher nicht so zusammen wie heute, weil der Laienfrage die erste Dringlichkeit fehlte, die sie heute hat.

Streben Jahrzehnte lang gelitten hat und bei seiner Erfolglosigkeit in liberalem Parteitreiben verkümmerte, erwacht zu neuer Kraft. Namentlich in Berlin, wo für eine Anzahl tüchtiger Geistlichen die wirkliche Lebensmacht der freien Religion höher steht als der „Liberalismus“, belebt sich sein Einfluß.

Das, was D. Fischer und seine berliner Freunde tun, bedeutet also für die Kleinherrschaft der Orthodoxie thatsächlich eine große Gefahr. Ihn anzugreifen, war Pflicht für Jeden, der allein den Kirchenglauben für be- rechtigt und die moderne Laienfrömmigkeit für minderwerthig hält.

Wenn in England oder Schottland eine solche Bewegung durchs Volk ginge wie jetzt durch das deutsche, so würde sie zu einer kirchlichen Neubildung führen. Eine respectable neue „Denomination“ würde entstehen, zu der die Neugläubigen sich in Schaaren zusammenschließen, unberngt von den altkirchlichen Glaubensfesseln, die ihrem Wahrheitsinn Gewalt anthun wollten.

Der Deutsche thut so Etwas nicht.

Und Das ist nicht, wie man so oft hört, ein Zeichen geringerer Frömmigkeit. Sondern es gehört zum Charakter der deutschen Frömmigkeit. Die Kirche, in der er getauft und konfirmirt ist, zu der seine Eltern sich hielten und in die seine Kinder laufen: die Kirche verläßt der Deutsche nicht, mag er noch so freigeistig sein. Die kläglich-keinen freireligiösen Gemeinden beweisen nicht dagegen, sondern dafür. Der hohe Prozentsatz der kirchlichen Taufen, Konfirmationen, Trauungen und Begräbnisse in „entkirchlichten“ Gemeinden zeigt, daß auch der „ungläubige“ Deutsche auf die religiöse Weihe der Geburt, der Heiße, der Ehe und des Todes in seiner Väterkirche nicht zu verzichten vermag. Die Kirche ist ihm ein Stück Heimath; mag er noch so viel, ja, Alles an ihr tadeln: er giebt sie nicht auf.

Genau in der gleichen Lage wie der schlechte „ungläubige“ Deutsche im Volk ist aber auch der „ungläubige“ Pfarrer. Er ist ein Deutscher. So lange er sich als deutschen evangelischen Christen fühlt, bleibt er also mit treuem Sinn in der Kirche, die auch seine Heimath ist, und sucht dieser Heimathkirche das Bekenntniß, den Kultus und die Verfassung zu geben, die seinem Radikalismus, die seiner sogenannten „Ungläubigkeit“ entsprechen. Mögen die „Positionen“ ihm, wie dem Pfarrer Fischer, noch so aufdringlich den perfiden Rath zum „ehelichen“ Austritt geben: sein Gewissen erlaubt nicht nur, sondern fordert, daß er in der Landeskirche bleibt, — eben so wie das Gewissen des Patrioten ihm nicht nur erlaubt, sondern von ihm fordert, daß er im Vaterlande bleibt, auch wenn er dessen Fürsten, dessen Verfassung, dessen Regierung, dessen Bürger sich ganz anders wünscht, als sie sind, und auf ihr Anderswerden mit allen Kräften hinwirkt. Es entspricht also nicht deutschem Pflichtgefühl, sondern ausländischen, holländischen, französisch-schweizerischen, englischen, schottischen, — kurz: kalvinistischen Sitten, wenn die berliner lutheri-

schen Orthodoxen vom D. Fischer, der doch die Landeskirche als seine „Heimath“ liebt, und von seinen Gesinnungsgenossen verlangen, daß sie ihr Amt niederlegen und mit ihren Anhängern eine neue Kirche bilden sollen. Die Kirche, sagen diese Rechtgläubigen (und Das ist ihr fundamentaler Irrthum), die Kirche sei ein Verein. Wer den Statuten (dem orthodoxen Bekenntniß) zuwider handle, gehöre nicht hinein. Jeder Verein schließe doch die Mitglieder aus, die den Vereinszwecken zuwiderhandelten. Sehr schön; aber die preussische Landeskirche ist kein Verein. Sie ist, was sie heißt, Landeskirche. Wie man im Lande die politische Ueberzeugung haben darf, die man will, so darf man — grob gesagt — in einer Landeskirche glauben, was man will. Weder der konservative noch der demokratische Ultra erwägt doch auch nur die Möglichkeit, auf die Reichsangehörigkeit zu verzichten. Weder der Orthodoxe noch der Freigeist hat es bei uns nöthig, aus der Landeskirche zu gehen. Eine schottische Kirche, die wie ein Trust auf einen Prospekt hin gegründet wurde, ist freilich verpflichtet, die Kräfte des Trusts gemäß den Statuten des Prospektes zu verwalten.^{*)} Die deutschen Landeskirchen aber sind keine Vereinsgründungen, sondern Gründungen des Landes. Und wer immer ein Landeskind ist, hat — wenn er nur will — das volle Recht, in dieser Kirche zu sein. Außer dem redlichen Willen zur Zugehörigkeit ist nichts nöthig; kein deutsches Kirchenregiment verlangt von seinem Kirchenvolk ernstlich mehr.

Was aber dem Kirchenvolk recht ist, ist den Theologen, zumal den Pastoren, billig. Braucht der Laie (nach orthodoxer Ausdrucksweise) „nichts zu glauben“, so braucht auch der Pfarrer „nichts zu glauben“. Das klingt ungeheuerlich; und ist doch eine ganz einfache Sache. Sollen die Laien einer Landeskirche zu ihren religiösen Berathern Vertrauen haben, so darf die Freiheit der Ueberzeugung nicht für den Laien weiter sein, für seinen Berather enger. Solcher verschieden bemessene Umkreis der Glaubensfreiheit ist zwar in den Religionen nöthig, wo ein heiliger Klerus dem profanen Volke gegenübersteht. In den evangelischen Landeskirchen aber gilt das „allgemeine“ Priestertum; es giebt hier keine Geweihten mit engerem Gewissen und schwererem Glauben und keine Profanen mit leichterem Glauben und weiterem Gewissen, sondern Alle haben die gleiche Freiheit. Der Laie, der dem „Geistlichen“ eine geringere Freiheit einräumt, als er in seinem Laienherzen für seinen eigenen Bedarf in Anspruch nimmt, beraubt sich selbst der Möglichkeit, zu irgend einem Prediger volles Vertrauen zu haben.

Gerade auf solches volle Vertrauen, gerade auf diese Gemeinsamkeit von Laien und Sachleuten, gerade auf die Gleichheit ihrer Ueberzeugungsfreiheit ist die moderne religiöse Laienbewegung angewiesen.

Gerade auf die Erschütterung dieses Vertrauens hat es die orthodoxe

^{*)} Die Sache ist in Schottland gerade jetzt von höchster Bedeutung.

Agitation im Fall Fischer abgesehen. Und darin liegt ihre große Gefährlichkeit. Dringt die Ansicht der Orthodoxen durch, daß es für einen Mann wie Fischer ehrenreicher sei, kein Kirchenamt zu bekleiden, dann bleibt die kirchliche Orthodogie, wie sie es im abgelaufenen Jahrhundert war, auch künftig im Alleinbesitz der Schlüssel, die dem einfachen Laien die Thür zum Himmel aufschließen, und „Zion“ wird wieder die einzige Stätte sein, wo das Volk anbeten kann. Wer dann aber, aus begreiflicher Abneigung vor den Zionswächtern, in ihrem Heiligthum nicht andächtig sein kann, wird entweder das Beten lassen oder als einsamer „Entkirchlichter“ auf eigene Hand fromm sein müssen.

Den Kühnen schreckt diese Perspektive nicht. Der Starke ist am Wächstigsten allein. Aber wer sich selbst nicht zu den „Starken“ rechnet, wer ein Herz fürs Volk hat, wer des Volkes religiöse Erfahrung theilt und daraus das Sehnen des schwachen Herzens nach Gemeinschaft mit gleichen Seelen kennt: Der wird mit Sorge daran denken, was geschehen wird, wenn die reichlich ausgestreute Saat des Mißtrauens aus dem Fall Fischer (und den mancherlei ähnlichen Fällen) aufgeht, des Mißtrauens gegen die kirchliche Ehrlichkeit der freigeistigen Theologie. Freilich: Einer, dessen Tabernakel leer ist — mit Gottfried Keller zu reden —, kann mit reinem Gewissen kein religiöser Berather des Volkes sein. Wer aber, wie D. Fischer und wie mit ihm die vielen Theologen, die der modernen religiösen Laienbewegung um der Wahrheit willen zu dienen bereit sind, wer wie diese Männer nach der Weise Jesu von Nazareth fromm sein und in der Landeskirche solche Frömmigkeit lehren, wer nach Jesu Anleitung beten und in der Landeskirche solches Beten lehren, wer mit Jesu Geduld leben und solches Leben in der Landeskirche lehren, wer mit Jesu Vertrauen zum Vatergott sterben und solches Sterben in der Landeskirche die Landeskinder lehren möchte: Der mag den Jungfrauensohn belächeln, den Gottmenschen ignoriren und den leibhaftig Auserstandenen anzweifeln, — in einer Landeskirche, die Volkskirche sein will, ist er ein eben so vollwerthiger „Diener am Wort“, wie alle Laien vollwerthig sind, die auch so denken.

Durch eine Laienagitation haben Fischers Gegner den „Fall“ hervorgerufen. Sie haben das Gebiet richtig bezeichnet, auf dem die Entscheidung sich abspielen wird. Denn die Freiheit des Geistlichen, sich offen zum Laienglauben zu bekennen, steht unter Anklage. Dem Laienglauben selbst und seinem Recht in der Landeskirche soll dann der Lehrprozeß gemacht werden. Die Zukunft der modernen religiösen Laienbewegung will man in Mißtrauen ersticken. Ob Das in Berlin gelingen wird? Die Vertrauenskundgebungen für D. Fischer reden eine deutliche Sprache. Am achtzehnten Januar beriefen die kirchlich-Liberalen Berlins eine Versammlung, die viel stärker besucht war als die größte Versammlung der Positiven; mit allem Nachdruck richtete sie an D. Fischer die Bitte, im Vertrauen auf die allgemeine hohe Anerkennung, die

er in den großen Kreisen freigeistigster evangelischer Christen finde, an seinem Amt festzuhalten. (Das interessante Protokoll dieser Protestversammlung ist, unter dem Titel „Der Kampf des kirchlichen Liberalismus um seine Berechtigung in der Kirche“, bei Gebauer-Schwetschke in Halle erschienen.) Am selben Tage sandte D. Fischer eine Beschwerde gegen den ihm ertheilten Bescheid an den Oberkirchenrath. Ueber dreitausend Mitglieder seiner Gemeinde bat in schriftlicher Eingabe den Oberkirchenrath, Fischer zu schützen. Daß auch die liberalen Geistlichen Berlins petitionirten, ist selbstverständlich. Neu aber war, daß schon vorher die gerade in Berlin und Brandenburg bisher abseits stehenden und zur Mittelpartei sich haltenden „Freunde der Christlichen Welt“ gegen die Art, wie Fischer vom Konsistorium behandelt wurde, protestirten und dem Konsistorium zu Gemüthe führten, es bestätige durch seinen Bescheid bei den Laien den Verdacht, die Pastoren dürften nicht sagen, was sie glauben; auch diese Erklärung ging dem Oberkirchenrath zu. Endlich hat auch die wichtigste Laienschaft Berlins — der Magistrat — beschlossen, gegen Ton und Inhalt des Konsistorialschreibens bei dem Oberkirchenrath Beschwerde zu erheben.

Run hat der Oberkirchenrath das Wort, — das Wort zu der modernen religiösen Laienbewegung.

Den Laien aber liegt es ob, sich auch von zögernden und zurückhaltenden landeskirchlichen Machthabern das rechte Wort zu erringen und, wenn es noththut, zu erzwingen. Dem Glauben der Landeskinder Heimathrecht in der Landeskirche!

Marburg.

Licentiat Friedrich Michael Schiele.

Seit dieser Artikel geschrieben wurde, ist noch der Freie Evangelische Centralausschuß öffentlich für den Pfarrer Fischer eingetreten. In der Erklärung heißt es: „Man will nicht sehen, daß man durch diesen Kampf gegen die liberale Theologie gerade diejenigen Elemente aus der Kirche heranstreift, die es als ihre Aufgabe ansehen, deren Zusammenhang mit der geistigen Kultur unseres Jahrhunderts aufrechtzuerhalten, daß man dem konfessionellen Buchstabenglauben mehr Werth beilegt als wahrer Religiosität und daß man charaktervolle Offenheit zurückdrängt zu Wünschen diplomatischer Vorsicht und Zweideutigkeit.“ Unterscriben haben diesen Protest sieben Pfarrer und ein Superintendent. Noch ein anderer „Fall“ wird darin erwähnt. Dem vom berliner Magistrat vorgeschlagenen Pfarrer Heyn, der seit Jahren in Weisswald das Seelsorgeramt versieht und den der Evangelisch-Soziale Kongreß 1902 zum Festprediger wählte, ist „wegen mangelnder Rechtgläubigkeit“ die Bestätigung verweigert worden. „Eine Rechtgläubigkeit, die selbst in Pommern genügt, erscheint für Berlin nicht als ausreichend.“ So bitter sprechen die milden Männer des Centralausschusses. Der Kampf zwischen Positiven und Rationalisten, der Kampf um den neuen Glauben hat also wieder einmal begonnen.



Kirchliche Kunstpflege.

Die Wirkungen des zwischen Kunst und Geschichte entbrannten Kampfes sind auch in der kirchlichen Kunstpflege zu spüren. Begreiflich ist, daß dabei die religiösen Prinzipienfragen für die Entscheidung mehr bedeuten als die rein künstlerischen Anschauungen und Wünsche Einzelner. Aber merkwürdig ist das Resultat, das dabei herauskommt. Das Verhältniß der beiden Hauptkirchen zur lebendigen Kunst hat sich im Lauf der letzten Zeit fast in das Gegentheil Dessen verschoben, was von Alters her Tradition war. Protestantismus und Katholizismus scheinen die Rollen vertauschen zu wollen. Während sich innerhalb des Protestantismus eine der modernen Kunst freundliche Bewegung Bahn bricht, die ihm vielleicht eine bedeutende Zukunft als Kunstfördernde Macht in Aussicht stellt, verhängt der Katholizismus durch eine das Moderne schroff ablehnende Stellung über sich selbst den Bann freiwilliger Unfruchtbarkeit. Man sieht auch hier, wie leicht mit dem Wandel der Zeiten Kraft zur Schwäche, Schwäche zur Kraft werden kann.

Der Protestantismus hat im Wesentlichen eine kunstarme, ja, kunstfeindliche Vergangenheit hinter sich. Gerade darin liegt aber eine Wurzel seiner Stärke. Jetzt, wo er sich anschickt, den Geist eines einseitigen Puritanerthumes zu überwinden, die Gemüthsmächte künstlerischer Erhebung höher anzuklagen und auch für die materiellen Bedürfnisse seines Gottesdienstes ein gewisses Maß künstlerischer Weihe zu verlangen, strömt den Bildenden Künsten eine neue Quelle idealer Aufgaben zu und keine Fessel einer altherwürdigen, bis in alle Einzelheiten durchgebildeten Formenüberlieferung hemmt die Bewegung des freien Schaffens und den Anschluß an die lebendige Entwicklung der Künste. Auf der Kunst des Katholizismus lastet die Bleischwere ihres eigenen, aus der Kunsternste früherer Jahrhunderte aufgespeicherten Reichthumes. Da ist für jede künstlerische Aufgabe schon die feste, sanktionirte Lösung gefunden, an der Niemand rütteln darf. Wie sich die liturgische Kunst der katholischen Kirche von heute darstellt, bietet sie das Bild äußerster Erstarrung. Es ist die unbedingteste Kapitulation vor der Ueberlieferung. Auch dem Schaffen im Geist der alten Kunst, das dem schöpferischen Bedürfniß wenigstens einen beschränkten Spielraum läßt, legt sie möglichst straffe Zügel an. Sie verlangt dann mindestens eine so enge Anlehnung an das Alte, daß das Nachschaffen im künstlerischen Werth auf die Kopie hinauskommt. Man betrachte einmal ein von den Glassenstern, wie sie in den Ateliers historisch geschulter Glasmaler für katholische Kirchen hergestellt werden: wozu noch den Luxus eines eigenen Entwurfes, da sich genau der selbe Effekt mit einer rein technischen Vervielfältigung alter Vorbilder erreichen ließe?

Und dabei sind solche, wenigstens aus guter historischer Schulung stammende

Erzeugnisse noch seltene Perlen im Vergleich mit Dem, was das Durchschnittsbedürfniß katholischer Land- und Stadtkirchen zu decken hat. Dραstisch zeigt sich hier, wie eine nur aus der dünn fließenden Quelle ihrer eigenen Vergangenheit schöpfende Kunst mit innerer Nothwendigkeit schließlich in der gewöhnlichen Massenfabrikation enden muß. Fast alle katholischen Länder scheinen hierin heute ungefähr auf der selben Stufe zu stehen; im Gegensatz zu England, dessen modernes Kirchengeräth, wenigstens was Bediegenheit des Geschmacks und der Ausführung betrifft, den gesunden englischen Traditionen Ehre macht. Im Uebrigen wiederholt sich das traurige Bild, das uns das liturgische Kunstgewerbe auf der pariser Weltausstellung bot, in der Auslage jedes deutschen oder französischen Paramenten- und Kirchengeräthhändler: die selben hölzernen, mit den buntesten Ostereierfarben angestrichenen Heiligenstatuen nach der Schablone (aber nicht im Geist) der Spätgothik; die selben süßlichen Imitationen alter Stickerien; die selben mit gestanzten Blätter- und Traubenguirlanden umschlungenen Leuchter, mit gläsernen Edelsteinsurrogaten besetzten Kelche und Konstranzen; die selben Kreuzfige im schlechtesten Neufilberguß u. s. w. Alles Fabrikwaare, unfein im Geschmack und unsolid im Material, schlecht und modern im übelsten Sinn des gothischen Wortes. Die katholische Kirche, die sich doch sonst auf die Wahrung ihrer Traditionen zu verstehen pflegt, scheint eine ihrer ältesten und glorreichsten Traditionen ganz vergessen zu haben: die Pflege eines keuschen und von materiellen Rücksichten unbeirrten künstlerischen Idealismus. Denn darin liegt eine rächende Ironie der Thatsachen: je ängstlicher man die Schale der alten Kunst festzuhalten suchte, desto gleichgiltiger ließ man den Kern entgleiten; je strenger man den Geist der moderner Kunst abweist, desto laager ist man gegen das Eindringen eines der unerfreulichsten Einflüsse des modernen Materialismus geworden.

Im Interesse der Kunst muß man diese Entwicklung unter allen Umständen bedauern, um so tiefer, als ja das moderne Leben den Künsten gerade an idealen und monumentalen Aufgaben keinen Ueberschuß zu bieten hat. Die Kirche läßt hier eine Lücke, für die man so bald keinen vollen Ersatz finden wird. Und schließlich hat der Untergang eines so echten Stückes künstlerischer Kultur, wie sie in Jahrtausenden von der katholischen Kirche gepflegt worden ist, immer etwas Betrübenendes; selbst wenn sich damit ein Gesetz innerer Nothwendigkeit vollzöge. Nun kann aber von einem inneren Gegensatz zwischen Kirche und moderner Kunst in diesem Sinn nicht die Rede sein. Das Vorurtheil kommt von anderen Einflüssen her und hat mit dem Wesen der Kunst nichts zu thun. Die Kirche hat sich einst auch den Wandlungen des durch und durch weltlichen Barock- und Rokokoßtils unbedenklich angepaßt; wie sie sich damals ihren Theil an der lebendigen Entwicklung gesichert hat, so könnte sie es auch heute thun. Und auf alle Fälle ist die moderne Kunst mit ihrem

innerlichen, auf Gefühl und Stimmung drängenden Zug ein ausdrucksvolletes Organ religiöser Feierlichkeit als das fabrikmäßige Surrogat alter Kunst, das jetzt den ihr gebührenden Platz ausfüllen soll. Man hat deshalb um so mehr Grund, anzunehmen, daß der heutige Zustand nicht sowohl die Folge eines Mißtrauens gegen die moderne Kunst als das Symptom einer beginnenden Gleichgültigkeit gegen alle Kunst ist. Die ursprüngliche formenschöpferische Periode des Katholizismus, das Mittelalter, ist ja längst vorüber. Später hat sich der ihrem innersten Wesen eigene künstlerische Zug wenigstens so weit erhalten, daß sich die katholische Kirche von der allgemeinen Entwicklung der nun selbständig gewordenen Künste nicht ausschloß. Die Kirche war, wenn auch nicht mehr die geistige Führerin, so doch noch eine starke Beschützerin der Künste. Heute ist sie es nicht mehr. Die Kunstpflege wird, wo von ihr überhaupt noch die Rede sein kann, nicht mehr als eine innere Lebensaufgabe aufgefaßt, sondern mehr als eine äußerliche, aus früherer Zeit überkommene Formsache zum Schein mitgemacht. Ob darin ein Vorzeichen des endgiltigen Erlöschens oder nur ein Symptom augenblicklicher Erschöpfung zu erkennen ist, wird die Zukunft lehren.

Karlsruhe.

Professor Karl Widmer.



Elegie.

Seltjam! So ist einem Menschen, der sterben muß, also zu Muth! Ganz ganz anders hat sie sich vorgestellt. Das Vorstellen hat ja aber aufgehört; nun weiß sie es. Still kann man werden und dabei doch wissen, daß das Ende naht.

Vor ein paar Tagen, als es anfing, zuerst, das grauenvolle Entsetzen; dann langsam die Erkenntniß. Fort müssen. Plötzlich. Das Alleralltäglichsste auf Erden. Nur, daß sie es gerade ist, macht den Unterschied.

Wie viele Jahre hätte sie wohl noch leben können? Zwanzig? Dreißig? Vierzig? Dann als einsames altes Fräulein ihre Tage beschließen. Das aber hat sie sich nie gewünscht. Nur jetzt, gerade jetzt. . .

Unerkklärlich, daß man so still daran denken kann! Wirklich: sie wäre fähig, darüber zu schreiben.

Ob es ganz hoffnungslos ist? Die Aerzte lägen so zuversichtlich. Aber sie darf jetzt plötzlich Alles. Das erklärt viel.

Wenn sie nur mit Jemand darüber sprechen könnte; ganz schlicht diese Gedanken schildern. Dazu läßt sie aber Keiner kommen. Die Pflgerin ist gut, aber keine Psychologin; ist ja auch nicht nöthig. Man kann wissen, daß man sterben muß, und doch lächeln! Hundertmal denkt sie diesen einen Satz.

Sie ist nie eitel gewesen. Woher fallen ihr nur jetzt die Zeitungen ein? Was die wohl über sie schreiben werden? Zuerst die kurze Notiz von schwerer Erkrankung; und dann — im Sommer ist der Stoff knapp — bringt die eine oder

die andere vielleicht ein richtiges Feuilleton über sie. Schade, daß sich nicht lesen kann! Da würde sie gewiß die komischsten Ueberraschungen erleben. Auch Die aber, die mit ihrem Ton nichts anzufangen wußten, werden schließlich sagen: Sie war eine Dichterin. Und vielleicht erinnert sich Einer, daß da noch irgendwo etwas „Angenommenes“ von ihr schon Jahre lang liegen muß. Also schnell lachen. Ja, der Tod macht Jeden für ein Weiches „aktuell“.

Sogar die Leute, die bald aus den Wäldern zurückkommen werden, tauchen vor ihr auf. Wie Die sie erlebigen werden! „Das wissen Sie nicht?“ „Ach, schon über vierzehn Tage.“ „Schade; hätte noch viel leisten können.“

Langsam kommen die Vorstellungen; sie schleichen herbei. Und doch ist sie ruhig und kann sogar lächeln. Mit kaltem Schweiß auf der Stirn.

Wenn Kranke nur nicht so oft mißverstanden würden! Vorhin, als sie der Wärterin erklären wollte, sie müsse noch unbedingt das Paket mit den versprochenen Schuhen an die kleine Paula Krause in Schwarzburg schicken, hat das Lächeln ihr wehgethan. Der Arzt wird später Etwas von Unklarheit zu hören bekommen. Dabei stimmt Das mit den Schuhen ganz genau. Sie hat sie dem Kinde versprochen, als sie es barfuß im Walde traf. Nicht Wort halten, ist ihr stets als etwas Unmögliches erschienen. Aber das Lächeln der Wärterin hat sie so weit gebracht, daß sie von den anderen Versprechungen gar nichts mehr sagen wird: von den zehn Mark, die sie in Schwarzburg einer Achtundneunzigjährigen versprochen, und von der Blinden, der sie weiche Wolle für ihre Hütchelein schicken wollte. Die Bettelente aus dem fremden Dorf wollen nicht verschwinden. Wie die Allernächsten machen sie sich breit. Wenn sie wenigstens erfahren, wer Schuld an diesem Wortbruch ist. Aber nein: warten werden sie, warten und sie verwünschen.

Immer wieder fällt das gleiche Staunen über ihr Bewußtsein. Schreien ist häßlich. Immer ist sie der Schönheit in die Arme geglitten, immer öffneten sich ihr deren Wege im Geheimen. Wenn Andere sich noch unter der Wucht eines Unglückes zerschmelteet glaubten, war ihr bereits neue Flugkraft aus der Qual geflossen. Jetzt aber . . . Au Schwingen darf sie nicht einmal denken. Das schmerzt zu grausam.

Sie stöhnt; Thränen tropfen ihr aus den Augen, aber sie schreit nicht.

Alle haben sie stets eine Lebenskünstlerin genannt; vielleicht ist sie jetzt schnell eine Sterbenskünstlerin geworden. Sie weiß es nicht.

Wenn sie's recht überlegt: die tiefe Schönheit hat sie wohl selbst erst immer in die Ereignisse hineingedichtet. Aber sie selbst glaubte stets an diese Dichtungen; und entscheidend ist doch stets nur der eigene Glaube. Die Wirklichkeit war oft dürrig genug. Sorgen und Krankheit und Enttäuschungen und wieder Sorgen und Schatten und Leiden. Doch über Alledem immer Sterne, seltsam leuchtende Sterne. Und Liebe . . . Liebe.

Ist sie wirklich nur ein einzelnes Fräulein gewesen? Wieder muß sie lächeln. Wie viel Glückseligkeit hat das einzelne Fräulein gewossen, hat es sich selbst geschaffen! . . . Das Uebermältigende, das Große der letzten Wochen: ob sie Das vielleicht mit dem Sterben zahlt? Hat sie nicht tausendmal gewünscht, ein Weniger nicht zu erleben? Muß sie deshalb vielleicht jetzt gehen? Jetzt, auf dem Gipfel, neben dem doch immer der Abgrund droht?

Wie loßende Flammen schlägt es über ihr zusammen. Von erhöhtem Fieber

hört sie die sie Umgebenden sprechen. Namenlose Sehnsucht, die eigentlich ihres Lebens ganzer Inhalt war, reißt sie empor.

Rum? Ich nicht, als zerprüge Etwas in ihrer Brust? Neue Schönheit breitet sich über sie. So klar wird Alles in ihr. Die aufgebauhte Wichtigkeit der Ereignisse, die der Menschen Dasein ausfüllen, fallen wie Sandburgen zusammen. Alles weht auseinander . . .

Wenn nur das Grab nicht wäre, das kalte, in das sie hinab muß . . .

Die Gedanken! Wie sie zu laufen anfangen! An Werd huschen sie noch einmal heran; aber in die Tiefen können sie nicht mehr dringen. Wie Wolken ziehen sie vorüber; wie silbern leuchtende Wolken. Sie weiß nicht: hat sie Jahre oder Tage gebraucht, um bis zu dieser Stille zu gelangen? Ihr ist, wie wenn sie rückwärts glitt, immer weiter fort von dem winzigen Leben, auf das sie dennoch bis zuletzt verlangend ihre Augen richten müsse. Noch ein paar Schritte und sie wird hinuntertaumeln in das letzte, tiefe Nichts.

Ihre Seele wendet sich noch einmal an jeden zu ihr Gehörnden. Ach, sie ahnt: auch Das vom Fehlen ist nur ein Wahn. Es giebt gar keine Lücken. Aber selbst Dies thut ihr nicht mehr weh. Sie ist viel geliebt worden und sie hat verschwendet, das Wenige, was an ihr zu verschwenden war: Herz und Seele. Die Freunde werden sich an Andere schließen, Andere werden ihnen Wonne geben. Aber die Schönheit, die sie in der Anderen Brust getragen, lebt ewig.

Zimmer wieder fällt ihr Paula Krause ein. Die versprochenen Stiefel! Wenn sie doch Das noch erreichte!

Wie sonderbar! Nun ist sie in schönem, tiefen Walde. Die Tannen winken; sie sieht die Kinder Beeren suchen. Die arme, schmutzige, laßende Paula!

Wein, sie liegt nicht im Bett. Pfingsten ist. Zwar: irgend Etwas mit Kalmusspiritus hat man an ihr gethan. Vielleicht täuscht nur der Kalmusgeruch den Frühling vor.

Daß der Lenz immer nur schläft, nie sterben muß, nicht jämmerlich zu Ende geht wie der Mensch! . . . War ihr Leben denn viel anders als ein Raientag? Kein strahlender, aber doch wie Mai im Sturm.

Ob sie nicht vielleicht nur eine Skizze schreibt? Wenn sie die Lider zu heben versuchte . . .

Schwer, mühevoll schlägt sie die Augen auf. Deutlich erkennt sie die Krankenschwester am Fenster. So giebt es kein Entrinnen.

Das ganze, gewaltige erste Entsetzen kommt nun zurück. Schicksal wirft den Menschen in die Höhe, in die Tiefe, ins Grab, früh, spät. Es würfelt mit ihm ohne Erbarmen. Wozu sich wehren?

Abschied. Je stiller man davongeht, desto besser.

Eckham, wie die Tannen über ihr rauschen. Hat man sie denn schon hinausgeschafft? Nein; die Schwarza ist, die leise rinnt, und der Mond leuchtet und die dunklen Tannen stehen in weißem Licht; zauberhaft ruht die Welt im Mondglanz. Keine Schmerzen mehr auf Erden. Licht, Schönheit, Friede.

Die Flügel sind ihr zurückgegeben. Nicht ins dunkle Grab muß sie hinab. Aufwärts wird sie schweben, zurück zu den Sternen, von denen sie kam.

Franziska Mann.

Anzeigen.

Wilhelm von Scholz. Magazin-Verlag, Leipzig.

Wenn der Kunstliebhaber sich bei dem Laubschäfter in die Schule begiebt, um Schstudien zu machen oder doch die Anleitung zu künstlerischem Schen zu erlernen — Goethe selbst weist auf die Erlernbarkeit hin —, so wird auch der kleinste bunte Fleck in dem großen dekorativen Zug der Waldsühnette, eine unscheinbare Schattenuance, eine wellige Abwechslung zwischen Lichtstärke und Lichtschwäche, ein stilles, verträumtes Spiel weicher Lustimmungen, das Alles in seiner Unscheinbarkeit und Vergänglichkeit doch für Augenblicke dem erklärenden Künstler eine tiefe seelische Erregung, ein innerlichstes Fühlen und Wollen sein. Das steigert die Wärme seines Vortrages und giebt seinem Interesse volleren Gehalt. Ein Stück Begeisterung braucht jeder gute Dolmetsch zwischen Natur und Beschauer. Ein solcher Dolmetsch möchte ich für Wilhelm von Scholz und seine Kunst sein. So kann ich auch versprechen, aufrichtig zu sein. Ob ich hier und da parteiisch gescholten werde? Ich kann es nicht hindern. Halten will ich mich aber an Das, was mir Jakobseus Worte voll heimlicher Freude geben: Du sollst nicht gerecht sein gegen ihn; denn wohin kämen die Besten von uns mit der Gerechtigkeit? Nein; aber denke an ihn, wie er die Stunde war, da Du ihn am Tiefsten liebtest.*

Wilmersdorf.

Dr. Edgar Alfred Hegener.

Die letzte That. Otto Janké. Eine Mark.

„Eine Selbstanzeige ist keine Selbstkritik. Sonst wäre es leicht: man brauchte sich nur zu loben; und ich glaube, dafür findet Jeder warme und herzliche Töne. Eine Selbstanzeige ist ein Pranger, an dem man gestehen soll, warum man sein Buch schrieb und was man damit beweisen wollte. Niedergeschlagen blättere ich die elf Geschichten durch und frage melancholisch all die vertrauten Gestalten meiner Träume: „Was wollt Ihr nun eigentlich beweisen, meine Freunde? Warum seid Ihr da? Habt Ihr wenigstens eine Tendenz? Nein? Nicht einmal die Frauenfrage wollt Ihr beantworten?“ Ihr sagt, um Eurer selbst Willen seid Ihr da, aus lauter Lust am Dasein? Schmeigt lieber! Wer glaubts Euch denn heutzutage? Heißes Blut ist niedrig im Kurs; denn fast überall verwechelt man unsere liebe Frau Venus mit der Dame von Magim . . . Darf ich wirklich das Publikum bitten, ein Frauenbuch zu lesen, in dem nicht einmal von der Frauenfrage die Rede ist?

Köpenick.

Rose Mannau.

H. G. Wells: Die Zeitmaschine. — Dr. Moreaus Insel. — Die Riesen kommen! J. C. C. Bruns Verlag, Minden.

Man hat Wells den englischen Jules Verne genannt; man hat ihn mit Edgar Poe verglichen. Was ihn von Verne unterscheidet, scheint mir vor Allem Eins zu sein. Bei Verne bildet ein Element phantastisch gesteigerter Pseudowissenschaft und Technik den Hintergrund für seltsame, meist auf die Sentimentalität des Lesers berechnete Charaktergebilde: sie schafft ihnen Lebens- und Entwicklungsbedingungen. Bei Wells bildet eine theoretisch mögliche, praktisch noch nicht erreichte Folgerung aus einem wissenschaftlichen Prinzip oder aber dessen phantastische Steigerung gleich-

sam den Geburtshelfer einer neuen Welt, in der nicht die Phantasie, sondern eine unerbittliche wissenschaftliche Logik ansbaut. Daher sind Wells' sämtliche Romane nur Gleichnisse, Einleitungen wissenschaftlicher oder ethischer Wahrheiten. Daher auch kann der phantastische Romancier zugleich mit den strengsten Mitteln der Wissenschaft rein philosophisch als Ethiker und Nationalökonom wirksam sein. Mit Poe hat Wells Eins gemein: die Benutzung des Grauens. Was ihn von Poe unterscheidet, ist, daß Poe seine Wirkungen des Grauens auf die mittelalterliche Empfänglichkeit für Spul und Geistesfisches baut, während bei Wells das Grauen aus Realitäten entwickelt ist, die mit wissenschaftlicher Logik in ihre Konsequenzen hinein verfolgt werden; gerade dieses Element der Realität steigert das Grauen mit einer Kraft, der aus Poes Werken nichts Ähnliches an die Seite zu stellen ist. Schließlich sei noch bemerkt, daß Wells Etwas vor Verne und Poe voraus hat: er ist reich; ich denke dabei an den Humor, mit dem er die Wissenschaft höhnt, aber auch gewisse Faktoren der modernen Gesellschaft realistisch und beobachtend zu schildern versteht. Diese seltene Vereinigung künstlerischer und wissenschaftlicher Begabung erklärt die erstaunliche Popularität des Schriftstellers in England, in allen Ländern lateinischer Zunge und neuerdings bei unseren nordischen Nachbarn.

Felig Paul Greve.



Aus meiner Waldecke. Gedichte von Karl Ernst Knodt mit Zeichnungen von G. Kampmann. Zweite Auflage. Altenburg, Stephan Geibel. 1904.

Auf einen stillen Dichter möchte ich hinweisen, der weltabseits und doch voll tiefer Weltkenntnis seine Fäden spinnt. In den besten dieser Gedichte von Karl Ernst Knodt steckt die Poesie des deutschen Waldes, wie sie einem der Verklärung bedürftigen Herzen aufgeht.

Auf jedem Lichtstrahl in den dunkeln Zweigen
Lag mir ein Lied. Der Wald ward ein Gesang
Und ein Gebet das große Wälderschweigen.

Ein Lied ewiger Sehnsucht nach der ewigen Heimath ist es immer wieder, was sein geliebter Wald diesem Poeten entlockt. Und dann ertönt das männliche Bekenntnis: „Wir glauben an ein Ostern der Welt!“ „Wir glauben an ein Ostern, das die Gräber sprengt, darinnen die Menschheit wie ein Niese gebunden ruht.“ In Versen, die dem Andenten Pauls de Lagarde gewidmet sind, zeigt sich Knodts Art besonders rein:

Söhne alter, versinkender Zeit,
Kinder zugleich einer Ewigkeit,
Wandern wir einzeln durch die Welt,
Ob man uns auch für Thoren hält.

Festen Schrittes und mahnenden Mundes
Klimmen wir Kinder des neuen Bundes
Auf dem feinigsten Pfad hinan
Nach dem künftigen Kanaan.

Ich wünsche den von Kampmanns feiner Hand geschmückten Versen viele Leser —, Leser, die still zu lesen verstehen.

Hamburg.

Dr. Heinrich Spiero.



August Gauly, Aphorismen. München, Georg Müller, 1905.

Wer die Feder zur Hand nimmt, läßt einen tiefen Blick in seine Seele thun; nicht Jedem, sondern nur den Verwandten im Geiste. So ist der aufrichtigste Schreiber — und er am Meisten — von einem unsichtbaren, undurchdringlichen Wall beschützt und seines Lebens leidlich sicher. Wer aber gar nur Proben fremder Gedanken vorbringt, hat kaum deren Urheber zum Mitwisser seines Geheimnisses. Freilich entrinnt er auch nur schwer der Gefahr, da zu schaden, wo er zu nützen versuchte. Doch Wagniß ist Alles.

Es giebt im Seelenleben des Menschen feine, liebliche Dinge, die so zart sind, daß sie zerstört werden, wenn man sie mit Worten berührt.

Es ist etwas Wertwürdiges um so ein fertiges Thier, das seine ganze Schulbildung im Mutterleib durchgemacht hat und nun nichts weiter braucht, als seine Fähigkeiten spielen zu lassen und sich und seine kleine Welt zu genießen.

Zeit verleiht allen Dingen Würde. Sie giebt ein Weniges von ihrer Ewigkeit an sie ab.

Wir bauen unser inneres Glück mit eigenen Händen, indem wir das Liebliche und Große, das uns erfüllt, zu einem Bilde zusammenfügen und an Gegenständen steigern. Und aus dieser inneren, lange für uns selbst getriebenen Kunst wird endlich die äußere, an der Andere mitgenießen können.

Das alte, lange in der Sprache verwendete Wort hat, wie der alte Mensch, einen größeren Lebensinhalt und ist darum das Wort des Dichters. Das junge oder gar das fremde Wort ist noch arm an solchem Gehalt und ist das Wort der Wissenschaft oder der kalten Welt.

Nichts ist so herrlich wie eine Seele ohne Rückhalt. Sie ist wie ein offenes Land ohne Schluchten und Gefahren, in dem Du sorglos wandern kannst. Es ist ein großes Land.

Es kommt eine Zeit in unserem Leben, in der wir mit Lächeln auf unsere eigene Vergänglichkeit herablicken und den Tag, an dem sie sich erfüllen wird, nicht für wichtiger achten als den, an dem irgend ein bescheidenes kleines Thier sein Ende erleidet. Es ist die Zeit, in der wir uns so tief in das unauslöschliche Leben der Welt hinein empfunden haben, daß wir über der kleinen Trauer unseres Todes die unendliche Heiterkeit ewigen Lebens strahlen fühlen.

Wollte man Gaulys Aphorismenbüchlein mit einem Strich kennzeichnen, so müßte man einen Begriff hervorjuchen, den eine frühere Zeit mit dem Wort Humanitas verband und der den Geistern des vorigen Jahrhunderts noch mehr oder minder übereinstimmend und deutlich vorschwebte, wenn von Bildung die Rede war. Mit der Sache ist der Begriff heute eingeschrumpft und man kann mit dem Wort nicht mehr die alte Vorstellung erwecken. Doch auch unbenannt bleiben sie die Träger des Erbes und des Erwerbes der Menschheit, die, Herr der eigenen Kraft und der Welt geworden, nichts mehr sind, als ein Gefäß des Geistes, als Form bis zum Rande gefüllt mit wirkendem Leben, dem Leben, das Allen frommt und Keinem schadet.

München.

Paul Garin.



Die Ruhe der Börse.

Es hörte man früher das Wort: Die Börse ist unberechenbar. Das dürfte man auch jetzt wieder sagen, mit noch besserem Recht fast als früher. Nur haben wir heute nicht mehr mit der Börse von anno dazumal zu thun. Zu der gehörte das Publikum und die Spekulation. Das Publikum verhält sich jetzt aber so passiv, daß man mit der Aussicht auf Gewinn die Wette wagen kann, welcher (ganz geringe) Posten Diskontokommandit in den Verkehr eines Mittags kommen wird. Und die Spekulation! Die Zahl der unternehmungslustigen Spekulanten ist so klein geworden, daß man, wenn sich irgendwo in der Welt etwas Besonderes ereignet, kaum noch starke Engagements spürt; auch die früher so beliebte „doppelte Partie“ wird nicht mehr oft gespielt. Nehmen wir den Fall eines Hauffiers, den der Ausbruch des Arbeiterstreikes unangenehm überrascht hätte. Er wird entweder verkaufen oder abwarten und seinen Besitz behalten, selten aber den Muth zu dem Entschluß haben, sofort mit dem doppelten Quantum in die Baisse zu gehen. Gerade durch solche Manöver kam es früher oft zu stürmischer Hast der Umsatzbewegung. Jetzt schweigen alle Winde. Die Luft ist so still, daß man die Börse für ganz gleichgiltig halten könnte. Und auf den Schein solchen Gleichmuthes würde sie wohl gern verzichten.

Während der letzten Wochen flackerten um den Kurszettel zwei Feuer, von denen früher eins ausgereicht hätte, um eine Panik zu schaffen. Im Ruhrrevier der größte Ausstand, den Deutschland je erlebte und der für die ganze Industrie des Reiches von höchster Wichtigkeit ist. In Petersburg, Warschau, Lodz und anderen russischen Städten Strikes und Unruhen, die Tage lang den Charakter des Aufruhrs annahmen. Wie war es möglich, daß diese Ereignisse die allgemeine Tendenz unserer Börse nicht wesentlich herabzubilden vermochten?

Seit der unglückigen Hibernia-Campagne ist ein Theil der deutschen Bergwerkfaktien in neue Hände gekommen. Acht Prozent in dreiprozentigen Konfols: diese glänzende Staatsofferte hat Deuten, die früher von Montanpapieren nichts wissen wollten, Appetit gemacht; alle Kohlenwerthe scheinen ihnen nun große Gewinne zu versprechen. Wenn der sparfame Fiskus für ein Objekt acht Prozent bietet, dann, jagen sie sich (mit immerhin bestreitbarer Logik), kann es uns auch zehn Prozent werth sein. Und deshalb kaufen diese Kapitalisten große Posten Bergwerkfaktien und geben sie so leicht nicht wieder aus der Hand. Die Banken werden vorher erst gar nicht gefragt; der Kapitalist hält sich, nicht ohne Grund, für eben so klug wie den Rathgeber vom Finanzfach. Eine natürliche Folge dieser Entwicklung ist, daß von vorn herein Millionenbeträge ausscheiden; Aktien, die, wenn sie nicht festgehalten würden, den Markt immer wieder in Bewegung gebracht hätten. Ferner giebt es Konsortien und Unterkonsortien (eine zweite Wirkung des Hibernia-Krieges und des damals geschaffenen Trufts), in deren Besitz ansehnliche Aktienpakete sind. Auch von diesen Beträgen sieht und hört man nichts. Außerdem gab es unter den Aktienbesitzern noch besonders kluge Herren, die zunächst Alles, was über den Strike in den Zeitungen stand, für arg übertrieben hielten. Dieser merkwürdigen Annahme konnte man eine ganz Weile auf Schritt und Tritt begegnen, trotzdem sich doch Jeder selbst zu sagen vermochte, daß die preussische Regierung sich nicht zu so eingreifenden Maßregeln entschließen würde, wenn ihr die Situa-

tion im Ruhrbezirk nicht sehr ernst erschiene. Schließlich braucht man ja auch kein Rechenkünstler zu sein, um zu ermessen, in welchem Umfang ein Strike, der so tief auf den weitaus größten Theil aller gewerblichen Thätigkeit einwirkt, das Volkvermögen schmälert. Gesellschaften ersten Ranges können den jetzt erzwungenen Zeitverlust ja vielleicht später durch besonders guten Geschäftsgang wieder einholen. Diese Hoffnung ist bei der Mehrzahl der Fabriken aber ausgeschlossen; ihnen wird bald die Kohle, bald der Stahl fehlen, oft wohl auch das Unterfabrikat aus den Bezugsquellen, die von Hütten oder Stahlwerken vergebens Lieferungen erwarten. Auf keinem anderen Gebiet schafft ein Strike ja solche Verwirrung wie auf dem des Kohlenbergbaues, das mit beinahe allen Bezirken anderer industriellen Arbeit zusammenhängt. Man sollte glauben, daß diese Verhältnisse nicht schwer zu übersehen seien. Einen richtigen, erschreckenden Kurssturz gab aber weder bei kleinen noch bei großen Industriepapieren. Matter wurde die Stimmung für Kohlenaktien erst, als die Börse erfuhr, die Regierung wolle eingreifen und durch das dem preussischen Landtag vorzuliegende Berggesetz eine Beruhigung der Gemüther versuchen. Gerade diesen Moment aber benutzte das Rheinland; aus der Kohlengegend selbst kamen nun stattliche Aufträge, zum niedrigeren Kurs zu kaufen. In diesen Kreisen ist man nicht überzeugt, daß der Strike schon seinem Ende nah sei. Die Hauffe in Konfordia-Aktien, die sich eines Tages in förmlichen Sprüngen äußerte, hatte mit diesen Dingen nichts zu thun. Da handelt sich wohl um einen Kampf zwischen Daniel und Sitanes, von denen Jeder über diese wichtige Sache herrschen möchte. Man behauptete, selbst der Aufsichtsrath wisse nicht recht, wie er über diesen Kampf denken solle. Eine der beiden Firmen wird wohl schon Großaktionärin gewesen sein; eine direkte, persönliche Vertretung im Aufsichtsrath war bisher freilich unterblieben. Die ist ja auch nicht immer nöthig. Man hat Organe genug, die man in aller Stille für sein Interesse sorgen lassen kann. Noch einmal ermattete der Kohlenmarkt ein Weilschen, als bekannt wurde, die Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft gebe, statt der erwarteten 11, nur 10 Prozent Dividende. Daß diese niedrigere Ziffer durch den Ausstand verursacht sei, wollte man nicht glauben und wagte allerlei Kombinationen, um den wahren Grund zu erfahren. Die Ueberraschung wirkte aber nicht lange nach; Gelsenkirchen, Harpen und Konsolidation erholten sich noch an dem selben Mittag fast völlig und auch am nächsten Tag hatte nur Konsolidation fühlbaren Kursverlust. Der erste Tag der neuen Woche (an dem Konfordia abermals um 2¹/₂ Prozent stieg) brachte dann die Nachricht, der Bergbauliche Verein habe wieder abgesehen, mit den Vertretern der Arbeiter zu verhandeln, und schien die Gefahr eines belgischen Generalausstandes anzukündigen. Trotzdem verloren die Kohlenpapiere noch nicht 1 Prozent und die Börse ließ sich weder durch die Handelsverträge noch durch die ungünstigen Meldungen aus Ungarn, Argentinien, Venezuela ernstlich die Laune trüben. Offenbar ist sie entschlossen, sich durch kein Ereigniß und keine schlechte Nachricht aus ihrer Ruhe lösen zu lassen.

Fragt man erfahrene Kapitalisten, wie dieses Räthsel zu lösen sei, so erhält man die Antwort, fast nie habe Jemand, der eines Ausstandes wegen seine Papiere verkauft hatte, an diesem Verkaufe Freude erlebt; gewöhnlich seien nach dem Friedensschluß die Kurse schnell wieder auf die frühere Höhe gestiegen. Diese alte Erfahrung sei sogar bei totalen Lohnstreitigkeiten bestätigt worden; als, zum Beispiel, in Hamburg die Brauer die Arbeit niedergelegt hatten, sank der Kurs der

Brauereiantien nur sehr wenig. Weil Jeder glaubt, diese Erfahrung könne nicht trügen, kam es also auch nicht zu beträchtlichen Angstverkäufen, die eine auffallende Senkung des Kursniveaus verursachen konnten. Von Interventionen der Großbanken war dagegen nicht viel zu merken; vielleicht schien es den Bankdirektoren angebracht, ihre Montanfreunde, deren Zuversicht sie ja nicht immer zu theilen brauchen, vor allzu felsenfestem Vertrauen in den Sieg ihrer Sache zu behüten. Ein Bankdirektor, der nicht so gewöhnt ist, mit Menschenmassen als mit „Material“ umzugehen, denkt manchmal weiter als ein Zeichenbeherrscher. Wie unsere Hochfinanz während der Zeit, wo die Trebermanipulation den Höhepunkt erreicht hatten, ernstlich eine Verschärfung des Aktiengesetzes (namentlich der Vorschriften für die Bilanzierung) fürchteten, so ängstet diese Klugen jetzt die Sorge, der ihnen durch die Gestaltung der Umstände aufgezwungene Truist könne üble Rückwirkungen auf die Nachstellung der Montangesellschaften haben. Wie weit hin die Wurzeln dieser Macht sich bisher erstreckten, lehrt jetzt wieder ein kleines Symptom. Erst durch die Strifebehalte erfuhr man — die ferner Stehenden wenigstens hattens vorher nicht gewußt —, daß der Oberbürgermeister von Dortmund im harpener Aufsichtsrath sitzt, also von dieser Bergwerksgesellschaft Lantieme bezieht. Das sieht wie eine Nachahmung englischer Zustände aus; nur fehlen uns die englischen Freiheiten, die doch dazu gehören. Man darf übrigens nicht glauben, daß in der Schaar der Aktionäre für das Schicksal der Bergarbeiter (denen der Hunger zum Glück nun ja wohl erspart zu bleiben scheint) gar kein mitleidiges Gefühl zu finden ist. Das wäre ungerecht. Nur schließt solches Mitleid nicht eine sehr hohe Schätzung der geschäftlichen Tüchtigkeit aus, die im Lauf der Jahre von den Zeichenleitern des Ruhrreviers gezeigt worden ist. Wer Coupons abschneidet, pflegt nicht Gefühllosigkeit zu treiben; darf es wohl auch nicht. So ist auch die Stellung zu erklären, die das Publikum bei den Alarmnachrichten aus Rußland einnahm.

Von den neuen russischen Anleihen waren bei uns ungefähr 40, in Amsterdam, wo fast die ganze Option gezeichnet sein soll, ungefähr 80 Prozent zugeheilt, als die ersten schlimmen Nachrichten aus Petersburg kamen. Wenn nicht Wendelssohn, sondern ein Mann älteren Modeschchnittes Leiter des Syndikats gewesen wäre, hätte er wahrscheinlich sein Konjortium erst nach Verlauf eines Jahres aufgelöst, um recht lange durch das Obligo vieler reichen oder doch wohlhabenden Leute gedeckt zu sein. Da es aber Wendelssohn war, wurde schnell reiner Tisch gemacht. Schon vierundzwanzig Stunden vor dem blutigen Sonntag war Alles in höchster Spannung, da die jähste Wendung der russischen Geschichte nach den Berichten möglich schien. An den Kurzen der Russenwerthe war von Fieberstimmung aber nicht das Geringste zu bemerken. Die Franzosen zogen vor, ihre Positionen in Goldschatz zu lösen, um nicht zum Verkauf ihrer russischen Schatzanweisungen vom vorigen Jahr gezwungen zu sein. Dem Kengstlichen aber, die bei ihren Banken oder agents de change Rath suchten, wurde geantwortet: Was wollt Ihr denn? Ihr bekommt ja Cure Zinsen! Als es in Petersburg dann zum Straßenkampf gekommen war, sorgten die französischen Banken rechtzeitig dafür, daß alle zum Verkauf angebotenen Stücke Aufnahme fanden. Ehe noch die Börsestunde schlug, waren die Kaufaufträge schon sauber vertheilt. Das beruhigte natürlich die Gemüther; und bereitete Denen, die für die Aufträge gesorgt hatten, keine besondere Unbequemlichkeit. Da die russische Regierung alles in Sturmzeiten an der pariser

Börse verkaufte aufnimmt, konnten die Herren an der Seine ihrer Sache sicher sein und mit ruhigem Blut ihre Vorbereitungen treffen. Sie brauchten sich nur an den Botschafter oder an die Finanzdelegation des Zarenreiches zu wenden und konnten dann für Rechnung des russischen Staates interveniren; über die nöthigen Guthaben (und über noch mehr) verfügen sie ja.

Freilich könnte es auch einmal anders kommen. Wenn in Rußland ernste Unruhen entständen und die französische Kapitalistenmenge, die ja viele Milliarden Russen besitzt, von einer Panik ergriffen würde, dann wäre auch die Macht der französischen Banken nicht stark genug, um einen ganz außerordentlichen Kurssturz zu hindern. Während der letzten Wochen ist das Vertrauen, das die Finanzwelt in die Unererschütterlichkeit des russischen Regierungssystems setzte, einigermaßen ins Wanken gerathen. Dazu kommt, daß in Rußland Dinge passiren, die auch unter der Autokratie zu vermeiden wären; Absolutismus bedingt ja nicht unter allen Umständen den Rückschritt der Wirtschaft. In Südrußland läßt man jetzt das Getreide einfach verkaufen, das wir gern kaufen würden, weil es bei den dortigen schlechten Geldverhältnissen das billigste ist. Aber die Flüsse sind zugefroren und die Lokomotiven und Waggons, die diese ersehnten Sendungen in die Seehafenstädte befördern sollten, sind, wie man erzählt, von der Militärverwaltung für Sibirien reklamirt worden. Auch solche Berichte schrecken jetzt nicht. Trotz der neuen Niederlage Kurapatkins blieb Alles ruhig. Bankiers, die sich für gut informiert halten, glauben, der Zar werde bald Frieden schließen und im Innern die Verwaltung wesentlich reformiren, und stützen diesen Glauben auf petersburger Geschäftsbriefe.

Und wie denken die deutschen Kapitalisten selbst über ihre russischen Papiere? Die neue Anleihe ist nicht nur von Vertrauensseligen, sondern auch von Rechnern gekauft worden. Sie muß ja in fünf Jahren zum Pariturs zurückgezahlt werden; nur die Erklärung des Staatsbankerotes könnte die russische Regierung von dieser übernommenen Verpflichtung befreien. Als im Oktober des Jahres 1877 Ungarn, um seine Schatzscheine einzulösen, eine sechsprozentige Goldanleihe zum Kurs von 80 ausgeben mußte, berechnete man, daß der Staat der Stefanskrone aus der ganzen Emission eigentlich nichts herausbekommen habe. Auch an die Thatsache, daß Rumänien zur Tilgung seiner Schatzscheinschuld eine Anleihe aufnehmen mußte, erinnert man sich noch. Die Rechner hoffen deshalb, mit Gottes Hilfe könne Rußland sich im Jahr 1910 gezwungen sehen, seine 4½ prozentige Anleihe von 1905 durch eine sechsprozentige einzulösen. Das wäre ein Geschäft! Mit diesem Optimismus hat freilich der Gleichmuth der Börse wenig zu thun. Wie er entstand, habe ich zu erklären versucht. Für die Börsenmenschen kommen aber noch zwei andere Momente in Betracht; eine praktische und eine — wenn ein so großes Wort hier am Platz ist — philosophische Erwägung. Bevor die Steuererklärung von Antes wegen genehmigt ist, verändert der deutsche Kapitalist ungern seine Effectenliste, weil solche Aenderung eine neue Einschätzung nöthig macht. Und die Philosophie? Nicht ohne Grund jagen sich die erfahrenen Leute der immer größer werdenden Börsenkreise; Kuchstreite hin, russische Unruhen her, — die wichtigen Entscheidungen fallen bekanntlich ja doch nicht, wenn man auf sie wartet, sondern, wenn man gar nicht an die Möglichkeit wichtiger Entscheidungen denkt. Wozu sich also erst mit der Abwägung aller Ereignisse und ihrer Folgen quälen? Pluta.

EMIL WÜNSCHE A.G.
für photographische Industrie
REICH & DRESDEN.



KORBOLD
NOVA
NIKE
SIRENE
API
FAVORIT
GERMANIA
EXCELSIOR
ALLES ZUBEHÖR

PLATIN-CAMERAS
TILIN-CAMERAS
UNIVERSAL-CAMERAS
KILIAN-CAMERAS
SCHLITZVERSCHLÜSSE
REISE-CAMERAS
OBJECTIVEUS

Doch alle Handlungen
Preisliste

zu beziehen
kostenlos

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte
mit gericht. Urteil und ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert.

Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70

IBACH 1774 gegründet

Hof-Pianoforte-Fabrik
Potsdamer
Strasse 22 **BERLIN**

Flügel und Pianos in
allen Holz- u. Styl-Arten.

Event. Austausch älterer Instrumente
bei Neukauf.

Vorzügliche Stimmungen.
St. Louis 1904 „Grand Prix“.

Referendar u. Dr. jur. Vorbe-
reitung
Persönliche Anfragen täglich 11—12^{1/2} Uhr.
Dr. Wittstein, Berlin N., Tieckstrasse 37 pt.

Lesser & Liman Begründet 1862.

Auskunfts- und Inkasso-Bureau
Berlin W. * Frankfurt a. M. * Hamburg * Wien
erteilt Auskünfte über Geschäfts- und Creditverhältnisse. Vorzüglichste Verbindungen
an allen Plätzen der Erde. Man verlange Prospekt.

Von

Dr. Adam Karrillon

dem Verfasser d. „Michael Hely“ erschien noch

„Eine moderne Kreuzfahrt“

Gr. 8^o illustr. M. 4,60,

elegant gebunden M. 5,80.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung
sowie vom

Verlag von Fr. Ackermann
in Weinheim i. B.

Das Sammelwerk:

„Kulturprobleme d. Gegenwart“

herausgegeben von Leo Berg
für 20 Mk. wird sofort komplett geliefert gegen
monatliche Teilzahlungen von 4 Mk. an:

- I. Achelis, Die Ekstase
- II. Damáschke, Die Bodenreform
- III. Klaar, Wir und die Humanität
- IV. Driesmanns, Rasse und Milieu
- V. Heiligach, Nervosität und Kultur
- VI. Dümichen, Die Trastis
- VII. Leuss, Aus dem Zuchthaus
- VIII. Schmitt, Der Idealstaat

in 8 prachtvolle Ganzleinenbände gebunden
Buchhandl. Johannes Råde

Berlin W. 15, Uhländstrasse 146.

Eingesandt! Nicht überall ist ein gutes Gläschen Likör zu haben, und wo
schon, ist es zumeist nicht billig. Nun lassen sich jedoch, was
wohl vielen Lesern und Hausfrauen noch nicht bekannt ist, mit Leichtigkeit und von
jedermann die feinsten Tafelliköre, wie à la Chartreuse, à la Benedictine, Curaçao
etc. selbst bereiten, und zwar auf einfachste und billigste Weise in einer Qualität, die
den allerbesten Marken gleich kommt. Es geschieht dies mit Jul Schraders Likör-
patronen, welche für ca. 90 Sorten Liköre von der Firma Jul. Schradler in Feuer-
bach bei Stuttgart 82 bereit werden. Jede Patrone gibt 2^{1/2} Liter des betreffen-
den Likörs und kostet je nach Sorte nur 60—90 Pf. Man lasse sich von genauester Firma
gratis und franko deren Broschüre kommen.

Zur gefl. Beachtung.

„Keiner Partei dienstbar! — Freies Wort jeder Partei!“

ist die Losung, mit der die im Verlage von August Scherl G. m. b. H. erscheinende
moderne illustrierte Zeitung „Der Tag“ sich zu einem hervorragenden Organ der öffent-
lichen Meinung emporgeschwungen hat. Näheres belieben unsere Leser dem unserer heutigen
Nummer beiliegenden Prospekt zu entnehmen.

A. JANDORF & Co.

Spittelmarkt 16/17

Ecke Leipzigerstr.

Belle Alliancestrasse 1/2

Am Blücherplatz

BERLIN

Brunnenstr. 19.21

Ecke Veteranenstr.

Gr. Frankfurterstr. 113

Ecke Andreasstr.



Herren-Artikel

Anzüge	17,50, 19,75, 26,50, 31,50 M.
Schlafröcke	10,75, 11,50, 16,75, 21,75 .
Joppen	6,85, 7,50, 8,75, 12,75 .

Handschuhe

Glacé-Handschuhe für Herren, farbig . . .	1,95, 2,25, 2,90 M.
Glacé-Handschuhe für Herren, weiß . . .	1,25, 1,60, 2,10
Glacé-Handschuhe mit Futter, für Herren .	1,25, 1,65, 1,90 .
Krimmer-Handschuhe mit Leder für Herren	0,95, 1,25 .

Schirme

Regenschirme	für Damen und Herren. Marke „Athlet“ 1000 Tage Garantie gegen regulären Verschleiß in den Lagen	3,95 M.
--------------	---	---------

Tricotagen

Herren-Hemden Normalfaçon, 3 Größen . . .	1,20, 1,40, 1,60 M.
Herren-Hemden Normalfaçon, 3 Größen . . .	1,90, 2,10, 2,30 .
Herren-Hosen Normalfaçon, m. Überschlag	1,15, 1,30, 1,50 .
Herren-Hosen Normalfaçon, m. Überschlag	1,75, 2,00, 2,25 .
Herren-Socken gestrikt	27, 40, 58 Pf.
Herren-Socken gewebt, ohne Naht, normalfarbig, reine Wolle	68 .

Schuhwaren

Herren-Schnür-Stiefel, Roßleder	6,75 M.
Herren-Schnür-Stiefel, Boxcalf	8,50, 9,50 .
Herren-Zug- oder Schnür-Stiefel, Chevreaux	10,50, 12,75 .

Dr. med. A. Smith'sches
Ambulatorium für Herz- und Nervenranke
 Köln * BERLIN W. 66, Potsdamerstr. 52 * Hamburg
 Funktionelle Untersuchung und Behandlung.
 Ausführliches im Prospekt (frei).

TELEPHON: AMT VI, 24.

BERLIN SW.

PROSPEKTE GRATIS!

Sanatorium Königgrätzerstrasse 105

Lage mitten im Garten in grüner Ruhe :: Leitender Arzt Dr. med. PRITZEL.

Vornehme, erstklassige Heilanstalt mit 65 Krankenzimmern :: Gesellschaftsräume :: Badeabteilung für Wasser- und Lichtbehandlung :: Räume für Gymnastik und Elektrotherapie :: 2 Operationssäle :: Dampfheizung :: Elektr. Beleuchtung :: 2 Fahrstühle :: Vorzügliche Küche :: Diäten jeder Art :: 3 Anstaltsärzte, von denen ständig einer anwesend ist.

Hintze-Pianos. Bülowstr. 50

Herr Carl H. Hintze, Großherzog. Zehnjähr. u. holländ. Hoflieferant. Flügel- u. Pianino- Fabrik. Pianinos von 400 Mk. an bis zu den besten Konzert-Pianinos zu 650, 750 Mk. u. Flügel von 150 Mk. an. Gebrauchte Pianinos 250 Mk. Gebrauchte Flügel ca. 950 an, vorzuges. Buchstein, Blase, Duysen, Schwenten, Kaps, Steinway & Sons, auch billig zur Verle. neu und gebraucht, vers. ohne Transportkosten. Große Auswahl. Autant Johannisbergstrasse. Jährl. Katalog gratis und franco.



MIRAETHIN
 IST FÜR
MÄNNER
 EIN Hervorragendes
 KRÄFTIGUNGSMITTEL.
 bei Neurasthenie u. Schwächezuständen.
 Zu haben in den Apotheken, Versand durch:
 Apoth. zum roten Kreuz, Berlin N., Chausseestr. 118.
 Friedrich-Wilhelm-Apoth., Charlittg., Leibnitzstr. 89.
 Engel-Apothek., Berlin W., Kanonierstrasse 44.
 Schweizer Ap. M. Riedel, Berlin W., Friedrichstr. 173.

Unreiner Teint

wird unter Garantie beseitigt im Zeitraum von circa 8 Tagen durch Selbstbehandlung mit Kubale's Gesichtsdampfapparat. Mehrfach prämiert, Staatspreis Wien 1904. Preis M. 10. — ab Fabrik gegen vorherige Kasse oder Nachnahme. Zu beziehen vom alleinigen Fabrikanten **Arthur Kubale, Weissen-see-Berlin 2, Königs-Chaussee 82.**

HERREN

nehmen zur Kräftigung

Yumbehoa-Elixir

Vorrätig à Fl. 3 Mk. in der
HERREN-APOTHEKE, REGENSBURG, 178
 Depot in Berlin: **Salamon's-Apothek.**

Billige Briefmarken.

Rud. Keil, Gablonz a. N. Austria.

Preisliste gratis.

Harmoniums

99. 180 an. Man verlange den illustrierten Katalog gratis und franco.

der Firma **Schiedmayer-Pianosfabrik Hoflieferant** Sr. Majestät k. Kaiser und Königs. Berlin, Bülowstrasse 46. Anerkannt von den ersten Musik-Kritikern. Jauverlässige Haus- und Kirchenorgeln von

Kurt Schaefer

BERLIN W. • Kronenstr. 49 I.

Cotillon- und Carneval-
Artikel.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 75 Pfg.



HENKELL & CO. MAINZ
Gegründet 1832.